

Anleitung,

sich in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens
und der Gesellschaft

als

wohlerzogene, gebildete Dame

zu betragen.

Le 28801

Der gute Ton

für

Damen.

Oder

Anleitung, sich in den verschiedensten Verhältnissen des
Lebens und der Gesellschaft

als

wohlerzogene, gebildete Dame

zu betragen.

Von

Malvine von Steinau.

Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage.

ENSV
Riiklik Avalik
Raamatukogu



472720:1

Wien. Pest. Leipzig.

H. Hartleben's Verlag.

1878.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort

zur zweiten Auflage.

Nur wenig Jahre sind verflossen und „Der gute Ton, Anleitung, sich in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens und der Gesellschaft als wohlgezogene, gebildete Dame zu betragen“, ist gänzlich vergriffen, so daß mir die angenehme Aufgabe geworden, eine zweite Auflage vorzubereiten.

Es ist dies ein Zeichen, daß die deutsche Frauenwelt bestrebt ist, in allen Kreisen nach den feinen Formen des Umgangs zu streben, und wo das Leben dieselben zuweilen zweifelhaft läßt, sich dafür Rath in Schriften zu holen, welche eine weibliche Feder ihnen bietet, und es ist mir ein Zeichen, daß ich in dem vorliegenden Werkchen selbst den rechten Ton getroffen habe, diesem Bedürfniß abzuhelpfen.

Ich danke hiemit für das mir bewiesene Vertrauen und hoffe es auch für diese vorliegende zweite Auflage zu finden. Um es zu verdienen, habe ich

die erste Auflage einer nochmaligen sorgfältigen Durchsicht unterworfen, einen ganzen Abschnitt und mehrere neue Winke beigelegt. Namentlich ist letzteres bei denjenigen Capiteln geschehen, welche sich auf das gesellige Leben beziehen; da hier die Anforderungen der Gesellschaft fortschreiten und Manches, was vor ein paar Jahren „guter Ton“ war, nun als veraltete Form erscheint. Hier ward also das indeß Veraltete ausgelassen und der neue Brauch an seine Stelle gesetzt.

Möge es mir vergönnt sein, auch dieser Auflage dann wieder, sobald sie ihren Zweck erfüllt hat, eine andere folgen zu lassen.

Die Verfasserin.

Einleitung.

Es ist heutzutage immer sehr viel vom „weiblichen Takt“ die Rede; zuweilen gilt derselbe als etwas Angebornes, Unbewusstes, der weiblichen Natur speciell Verwandtes und Eigenes, während wir umgekehrt doch nur zu oft wahrnehmen müssen, wie sehr derselbe vielen Damen, jungen und älteren, theils gänzlich fehlt, theils bald in diesem, bald in jenem Fall von ihnen außer Acht gelassen wird, so daß wir endlich zu der Erkenntniß kommen müssen: ein taktvolles, tadelloses Betragen und Erscheinen in Haus und Gesellschaft sei auch für die weibliche Welt eine Kunst, die erst erlernt werden müsse.

Die beste Anleitung hierzu sollte allerdings die bildende Erziehung des Hauses, die Gewöhnung an das, was guter Ton ist, innerhalb der Familie geben, und eben diese bewußte Gewöhnung sich zum unbewußten sittlichen Takt gestalten — aber leider lehrt die Erfahrung, daß auch dies nicht immer und überall

geschieht, und so dürfte es nicht unangemessen erscheinen, der weiblichen Jugend besonders in den folgenden Blättern einen Führer mitzugeben, um in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens und der Gesellschaft sich den fortschreitenden Anforderungen derselben gemäß zu betragen.

Gerade für junge Damen ist nichts nothwendiger als immer und überall die Formen der guten Sitte, des Anstandes, der Artigkeit und Bildung zu beobachten. Weit eher noch ist man geneigt, einen Verstoß dagegen dem Manne nachzusehen; man findet dafür leichter bei ihm eine Entschuldigung, bald in seiner jahrelangen Entfernung vom Hause, der Entwöhnung von verfeinernden weiblichen Einflüssen, den Berufsverhältnissen, die ihn häufig unter ungebildete Fachgenossen bringen, oder auch einseitiger Gelehrsamkeit und gesuchter rücksichtsloser sogenannter Genialität — lauter Entschuldigungen, welche niemals dem weiblichen Geschlecht zu Gute kommen. Von einem Mädchen, einer Frau, einer Dame berührt es stets doppelt unangenehm, wenn etwas an ihrem Erscheinen, Auftreten, Betragen nicht ganz den Forderungen, den in den maßgebenden Kreisen herrschenden Gesetzen der Bildung und des guten Tones entspricht.

Denn auch hinter den Worten „guter Ton“ liegt gerade wie in dem Worte „Takt“ mehr als eine bloße landläufige Redeform, bei der man sich nichts zu denken hat, steckt mehr als eine gedankenlose launenhafte Mode oder ein sinnloses Ceremoniell — es liegt ein tiefer Sinn darin, der nur leider von den Meisten nicht begriffen wird.

Harmonie ist das Gesetz der Welt und der Menschheit — sie herrscht im Reiche der Natur und der ganzen Schöpfung, und wie sie hier unbewußt waltet, so sollte sie in der ganzen Menschheit durch den in den Anstrengungen und Resultaten der Cultur sich offenbarenden Menscheng Geist ihren bewußten Ausdruck finden. Diese Harmonie herrschend zu machen in und mit allen Völkern des Erdkreises ist das ideale Ziel aller wahren Culturbestrebungen — da aber die Menschheit bis dahin in ihrer Weiterentwicklung noch einen sehr weiten Weg zurückzulegen haben wird und gegenwärtig noch nicht viel über ihr Kindheitsalter hinausgekommen, so muß zunächst durch die in der Bildung Andern Vorausgeschrittenen danach getrachtet werden: in ihren Kreisen, in der Familie sowohl wie in der Gesellschaft, die Gesetze der Harmonie zu ergründen, einzuführen und überall zur Geltung zu bringen. So muß von ihnen, mit einem Worte, dafür gesorgt werden, sich mit ihrer Umgebung in Harmonie zu setzen und dahin zu streben, daß es wirklich einen guten Ton, als den Grundton aller Lebensverhältnisse, gebe und nichts demselben Widriges den Einflang und Zusammenklang des Kreises verderbe, innerhalb dessen man sich befindet oder über den uns irgend eine Aufsicht zusteht. Und ebenso muß darüber gewacht und dahin gewirkt werden, daß auch das schöne Gleichmaß bewahrt bleibe — der Takt — nach welchem das Zusammenfliegen und Wirken der verschiedensten Kräfte, die Harmonie, niemals gestört werde.

So hängt das ganze Gedeihen des Familien- wie des Gesellschaftslebens immer und überall von dem

Bestreben der Einzelnen ab, sich einem schönen Ganzen passend einzuordnen. Dies aber kann allein geschehen durch Vermeidung alles dessen, was Auge und Ohr beleidigen und in irgend einer Bewegung oder Handlung gegen die Gesetze der Sitte, der Schicklichkeit, des Anstandes verstoßen könnte.

7 > Zarte Rücksichtnahme auf Andere ist die Zauberformel, die uns unseren Mitmenschen am angenehmsten macht, sie ist — gerade so wie überhaupt das Streben nach Harmonie — nicht etwa nur ein Product der Lebensflüchtigkeit — sondern ein Gebot der Menschenpflicht, zuhöchst ein Resultat der Menschenliebe, der Ausfluß eines wahrhaft gebildeten, edlen Herzens.

Da aber leider noch nicht alle Menschen, auch nicht die der feineren Kreise, auf dieser Höhe wahrer Gemüthsbildung stehen, eben so wenig wie auf jener der Geisteserhebung, wie sie oben angedeutet ward, so ist es nöthig, speciell an die Gesetze zu erinnern, welchen man sich durch ein stillschweigendes Uebereinkommen in der gebildeten Gesellschaft unterwirft. Einige dieser Regeln sind keineswegs für immer feststehend, sondern jenen Wandlungen unterworfen, welche eine immer in der Weiterentwicklung begriffene Gesellschaft (wie dies ja die Aufgabe der Menschheit selbst ist) natürlich fast unmerklich zwar, aber doch immer Schritt vor Schritt, damit vornehmen muß. Dabei fließt allerdings Manches ein, was nur ein vorübergehendes Spiel der Mode ist — im Großen und Ganzen aber nimmt doch Alles mit der immer siegreicher sich ausbreitenden Cultur feinere Lebensformen an, die zugleich naturgemäße sind, da

im letzten Endziele Natur und Cultur einander nicht widersprechen können. Diese wandelbaren Regeln sind es hauptsächlich, welche einen Leitfaden wie den vorliegenden für unsere jungen Damen nothwendig machen, da es manchen von ihnen vielleicht an Gelegenheit fehlt, auf andere Weise mit denselben bekannt und in ihnen geübt zu werden; indefs wir hoffen, daß ihnen durch Schule und Erziehung die unwandelbaren Regeln des Sittengesetzes so zum inneren Eigenthum geworden sind, daß wir hier nur beiläufig ihrer mit zu gedenken brauchen.

Versuchen wir es also die Lücken zu ergänzen, welche Erziehung und Unterricht gelassen haben sollten, und erinnern wir daran, wie nothwendig es gerade für das weibliche Geschlecht ist, auch nicht den kleinsten Verstoß gegen das zu begehen, was Anstand, Artigkeit und Sitte erfordern. Man sagt wohl nur zu oft: ein schönes Gesicht sei überall der beste Empfehlungsbrief — wo aber körperliche Schönheit sich zeigt ohne Anmuth des Betragens, ohne gewinnende Umgangsformen — da geht ihr hauptsächlichster Zauber verloren, während umgekehrt diese selbst bald zu einem noch sicherern Empfehlungsbrief werden als körperliche Schönheit und selbst den Mangel derselben oft ganz vergessen lassen können. Ebenso haben auch die größten weiblichen Talente für Haus und Gesellschaft nur einen sehr zweifelhaften Werth, wenn sie auf eine anmuthslose oder unzarte Weise geltend gemacht werden, denn über den Bildungsgrad einer Dame und die Stellung, die sie in der Gesellschaft einnimmt, urtheilen wir beim ersten Begegnen nach dem gewählten

Ensemble ihrer Kleidung, ihrer Art sich zu halten, auszudrücken und in feinen Umgangsformen zu bewegen. Nicht etwa im Luxus und Mitmachen extravaganter Moden, noch in gezielter, pathetischer Sprachweise, in gezwungener Haltung u. s. w. erkennen wir die Weltbildung, sondern umgekehrt auch hier in der Harmonie, in der sich die Kleidung sowohl in ihren einzelnen Stücken, wie mit dem ganzen Wesen, der äußeren Haltung und dem inneren Gehalt befindet. Eine Kleinigkeit kann diese Harmonie und damit den ganzen guten Eindruck stören. Darum ist es eben das erste Erforderniß, gerade die Kleinigkeiten nicht zu vernachlässigen — ihre Beobachtung ist der feinen Weltbildung zur andern Natur geworden durch Gewöhnung von Jugend auf.

Verschmähen wir es darum nicht, uns in dieser Schrift auch einmal mit den Kleinigkeiten des Lebens zu beschäftigen! Besteht ja zumeist das ganze Leben aus Kleinigkeiten und hängt doch gerade oft von ihrer Beobachtung es ab, ob wir selbst uns Andern angenehm oder unangenehm machen, ja uns selbst und Andern das Leben erleichtern oder erschweren, versüßen oder verbittern. Bedenken wir, daß wir in der Gesellschaft immer diejenige Stufe einnehmen, zu welcher uns die Feinheit unseres Betragens qualificirt.

Wir werden uns daher zuerst mit den allgemein gültigen Vorschriften des Anstandes, der Bildung und guten Sitte beschäftigen und uns dann zu den besonderen Gesetzen des feinen Anstandes in der Beobachtung verschiedener Formen innerhalb des geselligen Lebens wenden.

So hoffen wir, daß unsere Schrift bald auf jedem Toilettentisch liege und daselbst sich nützlicher erweise als alle die verschiedenen Schönheits- und Conservierungsmittel, welche keinen andern Zweck haben, als unsere Anmuth zu erhöhen und damit auf Andere einen günstigen Eindruck hervorzubringen; beides geschieht aber zumeist durch ein anmuthiges Betragen, welches die innere Bildung ausstrahlt.

I.

Allgemein gültige Vorschriften der Bildung, des Anstandes und der guten Sitte.

1.

Die Pflege des Körpers.

Es kann uns hier nicht einfallen, ausführliche diätetische Lebensregeln geben zu wollen, wir beschäftigen uns nur soweit mit ihnen, als dieselben zugleich mit dem zusammenfallen, was Anstand und feine Sitte erfordern. Zum Glück hat unsere Zeit den Grundsatz aufgestellt, daß es ohne Reinlichkeit keine Gesundheit, ohne Gesundheit keine wahre Schönheit giebt, und daß, wer seinen Körper vernachlässigt, ein Unrecht an der Natur, an sich selbst und an seiner Umgebung begeht, so daß Alles, was wir hier zu sagen haben, sich in Einklang befindet mit den Regeln der Diätetik, wie die auf der Höhe naturwissenschaftlicher Erkenntniß unserer Zeit stehenden Schriften sie ausführlich erörtern (z. B. die „Diätetik für Frauen. Belehrung über die naturgemäße Lebensweise im gesunden und kranken Zustande; mit besonderer Rücksicht auf die physiologischen Phasen im Leben des

Weibes“, von Dr. Herm. Herzog. „Deutsche Frauenwelt“). Indem wir dies Buch unseren Leserinnen empfehlen, berühren wir hier nur das Gebiet der äußeren Erscheinung.

Ohne Reinlichkeit und Sauberkeit ist kein anständiges Erscheinen denkbar, am wenigsten ein weibliches. Dies bezieht sich nicht allein auf den Anzug, sondern zuerst auf den Körper. Eine Dame kann noch so elegant gekleidet sein, sobald wir rauhe, grobe Hände an ihr bemerken, schlecht gehaltene Nägel, gelbe, mit Weinstein besetzte Zähne, ein Schmutzflöckchen am Ohr — vielleicht hinter einem Ohrgehänge von Gold und Brillanten, einen Staubstreifen am Halse oder Handgelenk, oder Spuren von Schweiß sehen oder riechen u. s. w., sobald werden wir auch geneigt sein, an der Bildung einer solchen Dame zu zweifeln und sie nicht mit zur guten Gesellschaft zu zählen.

Wasser ist das erste und beste aller Toiletten- und Schönheitsmittel. Ein reiner und zarter Teint, eine weiße, weiche Hand sind an einer Dame für die gute Gesellschaft eine beinahe unerläßliche Eintrittskarte.

Es soll damit nicht etwa gesagt werden, daß alle häuslichen Arbeiten vermieden werden müßten, welche die Schönheit der Hand gefährden könnten — die Wahrheit aber ist, daß sehr viele Mädchen sich dabei ganz unnütz und nicht durch die Arbeit selbst, sondern durch die dabei herrschende Nachlässigkeit Hände und Teint verderben.

Es ist z. B. sehr zweckmäßig, sich täglich Abends vor dem Schlafengehen, am liebsten den ganzen Oberkörper, zu waschen, damit in der Nacht die von allem

Staub und Schmutz befreien Poren um so besser ausdünsten können. Hat man sich im Sommer viel in Luft und Sonne bewegt, so empfiehlt es sich nach dem Waschen sich noch mit Petersilienwasser oder saurer Milch einzureiben, überhaupt das Gesicht nicht mit Seife, sondern mit Mandelfleie von nicht entöhlten Mandeln zu waschen und auch zu den Händen nur Seifen ohne ätzende Bestandtheile zu nehmen. Am Morgen braucht man sich dann nur leicht mit Wasser abzuspülen und muß entschieden vermeiden, mit vom Waschen erweichter Haut in die freie Luft zu gehen, denn dann bräunt sie am meisten. Schminken sind durchaus zu verwerfen; sie ruiniren den Teint, sind ein widerwärtiges und doch nur höchst unvollkommenes Täuschungsmittel, das kaum in der ferne, wie im Theater, Concertsälen u. s. w. seine Wirkung thut: die geschminkte Dame sind wir weit eher geneigt als zur Halbwelt gehörig zu betrachten, denn wie zur guten Gesellschaft. Ein wenig weißen Puder de Riz zu benutzen, halten wir für unschuldig, er schützt die Haut gegen die zu starken Einwirkungen der Kälte und Sonne, nimmt kleine Unreinigkeiten der Haut mit hinweg, oder hilft sie verbergen. Natürlich darf er nicht dick aufgetragen werden, sondern das Gesicht wird nur einfach damit abgerieben.

Was die Pflege der Hände betrifft, so empfiehlt es sich, bei manchen häuslichen Arbeiten, wo Handschuhe nicht stören, dergleichen zu tragen, namentlich im Garten. Außerdem muß man sich, besonders im Winter hüten, nicht aus heißem in kaltes Wasser zu greifen und umgekehrt, weil sie dann leicht roth werden

und aufspringen; überhaupt darf man sie nicht zu oft waschen, das macht sie hart, sondern lieber trocken abreiben mit Mandelfleie oder einer gekochten mehligem Kartoffel. Abends wäscht man sie gründlich und kann sie im Winter bei rissiger Haut mit Goldcrème bestreichen und Handschuhe überziehen. Auf alle Fälle hat man darauf zu sehen, daß die Fingernägel von allem Schmutz befreit sind (erreicht man dies nicht allein durch Waschen in lauem Wasser, so hilft man mit einer Scheerenspitze oder Nagelseile nach). Ueberhaupt darf die Pflege der Fingernägel durchaus nicht vernachlässigt werden. Der ganze Nagel muß eine längliche Form haben und wo er angewachsen ist, so weit von der Bindehaut befreit sein, daß man daselbst die weißen Halbmonde sieht. Den Nagel aber schneide man einfach rund ab und lasse ihn in gleicher Linie mit dem Fleisch der Fingerkuppe sein. Einige Damen suchen zwar etwas darin, ihre Nägel wie Krallen lang wachsen zu lassen und spitzig zu verschneiden — allein das ist unschön und eine Verwundung des Geschmackes, der sich Niemand schuldig machen sollte. Man möchte fast fürchten, eine solche Hand zu berühren, und mit einer solchen Piano zu spielen, ist eben so unmöglich wie manche häusliche Arbeit zu verrichten. An den griechischen Statuen, die uns immer Urbilder der Aesthetik sind, sieht man nie solche Krallen, sondern immer den oben angegebenen harmonischen Schnitt. Es ist zweckmäßig sich zu gewöhnen die Nägel wöchentlich — am liebsten mit einer Nagelschere oder sonstigen feinen Stahlschere — an einem bestimmten Tage zu verschneiden, damit

man es nicht vergißt. Auf Reisen jedoch, wo man immer Handschuhe trägt, mehr ausdünstet und mit Luft und Staub in Berührung kommt, wachsen sie schneller und sind dann öfter zu kürzen.

Mit gleicher Aufmerksamkeit müssen die Zähne behandelt werden. Am Morgen ist es das Erste, den Mund mit lauem Wasser auszuspülen und die Zähne mit einer weichen Zahnbürste und vielleicht etwas Pasta zu putzen, denn Zahnseife, welche schäumt und die Zähne von allen Seiten trifft, empfiehlt sich mehr als Pulver, das immer nur die Vorderseite berührt und mehr oder weniger scharf wie eine Feile wirkt, also die Glasur der Zähne verletzt. Reinen Spiritus, Eau de Cologne u. s. w. kann man auch hie und da einmal benutzen, besonders wenn es sich darum handelt, üblen Geruch aus dem Munde zu entfernen (dabei thut auch ein Aufguß von Salbei oder Maunwasser gute Dienste), Weinsteinansatz weicht, wenn man reinen Wein- oder Aepfelessig anwendet. Nach dem Mittagessen spült man den Mund und putzt die Zähne wieder, aber ohne Pasta und Pulver.

Leider ist die Mode, falsches Haar zu tragen, jetzt so allgemein geworden, daß sehr wenig darauf ankommt, ob eine Dame schönes, eigenes Haar besitzt oder nicht und daher auch die Pflege desselben weit weniger wichtig erscheint als früher, wo sich jede Dame unglücklich fühlte, die sich genöthigt sah, falsches Haar zu tragen, weil ihr eigenes zu sehr ausgegangen war.

Dessenungeachtet aber sollte kein Mädchen den ihm von der Natur gegebenen Schmuck vernachlässigen. Wie man auch das Haar tragen möge und zu welchen

Ungeheuerlichkeiten sich dabei die Mode noch versteigt, immer gilt auch hier Sauberkeit und Nettigkeit als erstes Erforderniß. Sich mit ungeordnetem Haar vor irgend Jemand, und sei es nur am Frühstückstisch der Familie, sehen zu lassen, verräth eine Saloperie, eine Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst und Diejenigen, vor denen man sich so zeigt, wie es in Bezug auf Toilettenangelegenheiten kaum eine zweite giebt. Erfordert die Frisur zu viel Zeit, um gleich nach dem Aufstehen vorgenommen werden zu können, muß die erst später kommende Friseurin erwartet werden oder ist die eigene Kammerjungfer dazu erst in späterer Stunde bereit, so muß doch gleich nach dem Aufstehen das vom Nachthäubchen befreite Haar ein wenig mit Kamm und Bürste geglättet und unter einer Negligéhaube oder bei jungen Mädchen einem Netz verborgen werden. Wie man sich dann auch frisiren lasse und wie auch die Mode an Stelle der früheren Glätte jetzt scheinbare Verwirrung setzen möge: es muß doch immer Alles täglich frisch durchgekämmt und gebürstet und so geordnet werden, daß jeder widerwärtige, ekelerregende Anblick vermieden ist. Denn einen solchen giebt es z. B., wenn die falschen Haare oder Wergwulste aus dem Haar, das sie eigentlich verdecken sollte, hervorsucken, wenn sich Flechten theilen, wo sie nicht sollten, wenn das falsche Haar nicht genau zu dem eigenen paßt u. s. w. In solchen Kleinigkeiten verräth sich nicht allein der Mangel an Ordnung, sondern an feinem Takt, der dergleichen nie übersieht. Wie jede extravagante Toilette mehr an Demi-monde- und Parvenu-Weise erinnert, statt an feine Bildung und

hohe Gesellschaftsstellung, so ist es ganz besonders auch bei den Frisuren der Fall. Man vermeide darum jede Uebertreibung. Gerade jetzt gestattet die Mode ziemlich freies Spiel und stellt dazu eben eine Masse von Material zur Verfügung — sie erlaubt, das Haar eben so gut in die Stirn herein bis zu den Augenbrauen, wie aus ihr hinaus im hohen Aufbau zu tragen, so gut im Nacken offen oder in Zöpfen herabhängend, wie aus ihm emporgefämmt und mit hohem Kamm gekrönt, und zwischen diesen Extremen noch in allen möglichen Anordnungen oder systematischen Unordnungen: darum kann eine Jede diejenige wählen, die ihr am besten steht, ihrem Kopfbau, Gesichtsausdruck, ihrem Alter am meisten entspricht. Sie wird sich eben durch eine solche Wahl viel mehr als Dame, die in den besten Kreisen der Gesellschaft heimisch ist, bekunden, als wenn sie vielleicht das, was eine der Koryphäinnen derselben trägt, sflavisch nachahmen wollte — wobei oft die Gefahr, sich lächerlich zu machen, nur zu nahe liegt: denn dasselbe, was den Reiz der einen Erscheinung erhöht, raubt einer andern gerade oft einen jeden. Da die Mode jetzt eben im Begriffe ist, wieder zu etwas einfacheren Frisuren zurückzukehren, so warnen wir besonders vor dem Verschneiden des Haares über der Stirn in Fransenform; nicht nur giebt das überhaupt auch dem schönsten Gesicht etwas häßliches, fast thierisches, hieß diese Mode doch auch *à la chienne*, sondern sie verschwindet allmählig — und das Haar wächst bekanntlich langsam!

Zur Pflege des Haares bediene man sich einer guten Pommade, die nicht zu stark riecht und die man

sich aus Rindsmark, etwas China- und einigen Tropfen Drangenöl auch selbst bereiten kann. Geht das Haar nach einer Krankheit aus, so wasche man den Kopf vor dem Schlafengehen wöchentlich ein paarmal mit gutem Rothwein, reinem Franzbranntwein oder echtem Jamaica-Rum, worauf das Ausgehen meist nachläßt. Klauenöl, Klettenwurzelöl, Chinapommade u. s. w. befördert dann das neue Wachsthum. Zweckmäßig ist es, sich wöchentlich einmal von andern Händen, als den eigenen, das Haar mit dem engen Staubkamm durchkämmen und dadurch von allen Schuppen gründlich befreien zu lassen. Man vermeide wollene Stoffe in das Haar zu bringen; leinene Nachthauben sind die zweckmäßigsten.

Vom Scheitel bis zur Sohle muß sich der Takt der gebildeten Dame offenbaren.

Auf die Pflege der Füße ist, nur wieder in einem andern Sinne, auch die gleiche Sorgfalt zu verwenden wie auf die der Hände. Durch Hände und Füße, durch Handschuh und Schuhwerk verräth sich oft am Ersten, welcher Gesellschaftsklasse eine Dame angehört, wie weit ihre Lebensart reicht.

Wenn es an Zeit und Gelegenheit fehlt, sich oft zu baden, so nehme man wenigstens öfters Fußbäder, nie aber anders als warm und vor dem Schlafengehen. Die Nägel an den Füßen muß man eben so regelmäßig verschneiden wie die der Hände und dafür sorgen, daß man weder Hühneraugen noch schweißige Füße bekommt. Gut passende Fußbekleidung schützt gegen die ersteren und wenn gegen die letzteren die

größte Reinlichkeit und täglich ein paar frisch gewaschene Strümpfe nicht helfen, so sind sie eine Krankheit, bei welcher der Arzt zu Rathe gezogen werden muß. Hühneraugen entfernt man am besten durch Höllenstein, besser aber ist es, nie welche zu bekommen. Zuweilen versündigen sich dadurch Mütter an ihren wachsenden Kindern, daß sie ihnen zu enges Schuhwerk aufnöthigen, aus Ersparniß oder aus Furcht, der Fuß werde zu ungeschickt werden, oder aus thörichter Eitelkeit tragen Damen selbst zu enges Schuhwerk. Allein abgesehen davon, daß auf die Natur doch immer mehr Rücksicht genommen werden sollte als auf die Mode, so wird auch der Zweck ganz verfehlt. Dies gilt auch in Bezug auf die Absätze. Ohne solche zu gehen, ist jetzt keiner Dame zuzunuthen. Aber es ist gegen die zu große Höhe derselben und namentlich die schräge Befestigung nach vorn zu warnen. Der eleganteste Fuß ist schmal, lang und hat ein hohes Fußblatt; zu kurze Schuhe schaden dem Wuchs und machen den Fuß breit, beschädigen die Nägel u. s. w., zu enge, besonders Stiefeletten drücken das Fußblatt zusammen und erzeugen eben so gut häßliche Plattfüße wie Hühneraugen und dicke Ballen, dadurch einen häßlichen Gang und also das gerade Gegentheil des Effectes, der erreicht werden sollte. Eine Dame, der man es anmerkt, daß sie zu knappes Schuhwerk trägt, macht sich stets verdächtig, nicht zur guten Gesellschaft zu gehören, denn eine wahrhaft elegante Dame bewegt sich mit Leichtigkeit und Grazie auf ihrem schön geformten Fuß, und dies ist eben nur möglich, wenn kein Fehler und Leiden daran haftet

und kein zu enges und kurzes Schuhwerk Zwang und Schmerzen auferlegt.

Wir streifen hiermit schon an das wichtige Capitel der Haltung und Bewegung des Körpers, dem wir nun uns zuwenden.

2.

Haltung und Bewegung.

Der von der Natur noch so vortheilhaft ausgestattete Körper wird keinen angenehmen Eindruck hervorrufen, wenn seine Haltung und seine Bewegungen nicht im Ebenmaß untereinander und mit ihm stehen — jede Störung der Harmonie wird auch hier sowohl zu einem Verstoß gegen unsere eigene Würde, gegen die Gesellschaft und gegen den guten Ton. Mädchen und Frauen müssen besonders sorgfältig darüber wachen, daß sie nicht gegen die Weiblichkeit und gegen die Grazie verstoßen.

Die meisten jungen Damen lernen jetzt schon als Kinder Turnen und Tanzen, auch die Ausbildung anderer körperlichen Geschicklichkeiten, wie Schwimmen, Schlittschuhlaufen u. s. w. ist hinzugekommen — dies hilft zum Theil die körperliche Haltung unterstützen und kräftigen, führt aber auch die Gefahr mit sich, die Kraft, die dem Männlichen sich nähert, an Stelle der weiblichen Grazie treten zu lassen — und das ist, was sorgfältig vermieden werden muß, wenn man

nicht sowohl seine Weiblichkeit als auch seine Salonfähigkeit in Frage stellen will.

Das Turnen ist gewissermaßen die Vorschule der Tanzkunst. Gymnastische Uebungen kräftigen nicht allein den Körper, sie geben ihm auch Haltung, Elasticität, Geschicklichkeit; Turnübungen, von mehreren Mädchen zugleich ausgeführt, sind schon darum zu empfehlen, weil sie — gleich den Spielen im Fröbelschen Kindergarten — jenen Sinn für Tact und Harmonie im geselligen Kreis wecken helfen, dessen Herrschaft wir als die Aufgabe des Familien- wie Gesellschaftslebens bezeichnen. Als unerlässlich ist aber fest zu halten, daß der Turn- oder gymnastische Unterricht von einer Dame ertheilt werde, da nur sie eben genügend darüber zu wachen vermag, daß er die weibliche Kraft nicht auf Kosten der Schönheit und Anmuth entwickele und daß niemals die nur von feinfühligen Frauen selbst zu findende Grenzlinie überschritten werde, über welche hinaus die Weiblichkeit sich zur Unweiblichkeit verkehrt.

Die Haltung und Stellung des Körpers ist etwas sehr Wesentliches und auch für sie liegt das rechte Maß des guten Anstandes in der Mitte, d. h. es darf weder die erforderliche Geradheit in Steifheit ausarten, noch die erforderliche Ungezwungenheit in Egerete. Der gute Ton besteht ja vor allen Dingen mit darin, daß man eben so wenig Zwang als Nachlässigkeit verrathe, denn beides verräth Mangel an wahrhaft feiner Bildung, es zeigt, daß man nicht gewöhnt ist, sich in feingebildeten Kreisen zu bewegen. Diese erfordern gegenwärtig mehr als je, daß Alle leicht und

ungekünstelt, ohne jede Geziertheit und Gespreiztheit, mit Leichtigkeit und Natürlichkeit, voll Einfachheit und Grazie in allen Stellungen und Bewegungen sich zeigen. Es muß Alles vermieden werden, was wie Hofetterie aussieht, und doch wieder Alles beobachtet werden, was unser Erscheinen und Auftreten angenehm machen kann. Muß uns eine absichtslose und eben darum gewinnende Grazie zur Gewohnheit werden, so müssen wir uns anderseits sehr hüten, daß wir nicht irgend eine andere Gewohnheit annehmen, die uns lächerlich machen oder in ein falsches Licht stellen könnte. Dazu genügt schon eine Kleinigkeit.

Eine kerzengerade Haltung ist eben so unnatürlich als altmodisch, wie eine in sich zusammengesunkene Haltung, die im Sitzen stets einer Stütze bedarf, einer Lehne oder des aufgestemnten Ellbogens, unziemlich ist. Man kann sich anlehnen, sich stützen, die mannigfaltigen Fauteuils unserer Salons würden nicht so bequem dazu einladen, wenn es wider den Zeitgeschmack wäre, sie zu benutzen, aber es muß dies eben immer in leichter, graziöser Weise und ohne den Anstand zu verletzen geschehen. Nie darf dabei ein Bein über das andere geschlagen oder weit von dem andern entfernt werden und bei Benutzung eines Fußfissens darf selbst der reizendste Fuß sich nicht völlig sichtbar hervorstrecken. Arme und Hände brauchen keineswegs immer in derselben Lage zu verharren, dürfen aber auch keine große Beweglichkeit entfalten. Eine solche verräth nicht allein Mangel an Takt, sie macht Andere nervös und kann uns häufig das Zusammensein mit solchen gar zu lebhaften Personen

verleiten. Viele Frauen greifen in Gesellschaft nur deshalb gern zu einer Handarbeit, weil sie außerdem mit ihren Händen nichts anzufangen wissen. Aber dies Auskunftsmittel kann doch nur für das Haus und den kleinen Kreis gewählt werden und es ist darum nöthig zu wissen, wie man seine Hände mit Anstand „in den Schooß legt“. Dafür lassen sich nun keine bestimmten Normen angeben, man kann nur sagen, was vermieden werden muß. Nämlich wieder die beiden Extreme: eine bewußte oder unbewußte Nachahmung des Männlichen und eine gar zu ängstlich festgehaltene Betonung des Weiblichen, die in Ziererei und Eroberungsfucht ausartet, oder wie man mit den landläufigeren, zur Ehre des Deutschthums die Sache treffender bezeichnenden Fremdworten sagt: in Affectation und Koketterie.

Um dies an Beispielen zu erhärten: die Arme ineinander zu schlagen nach der Lieblingsstellung Napoleon's I. ist eine solche zu vermeidende männliche Haltung, — die eine Hand auf das Herz zu legen, die andere vielleicht an die Schläfe, oder im Agiren mit der Hand den kleinen Finger abzuspitzen mit jener forcirten Grazie, die an das Ballet gemahnt: dies ist ein unstatthafes zur Schautragen der Weiblichkeit. Die Hände in die Hüften oder auf die Knie zu stemmen und dabei noch die Arme abstecken zu lassen oder sie hinterwärts ineinander zu legen — dies Alles sind Stellungen, die uns an Marktfrauen erinnern und welche der Anstand verbietet. Das Natürlichste und Wohlständigste ist im Sitzen, Stehen, Gehen die Hände ein wenig unter der Taille leicht übereinander

zu legen, so daß die eine mehr gerade, die andere eine mehr schräge Richtung erhält. Natürlich darf man dabei nicht immer unbeweglich bleiben, nur vor allen excentrischen Gesten hat man sich zu hüten. Einheit und Harmonie von Haltung und Bewegung ist auch hier die Hauptsache.

Besonders hat man sich vor auffallenden und Andere leicht belästigenden Angewöhnungen in Acht zu nehmen, da es schwer hält, Manieren, die wir einmal angenommen, beliebig wieder abzulegen. Dazu gehört z. B. das Reiben der Hände, als ob man fröre, oder das Streichen des Haares; heides sind Zeichen von Verlegenheit, die sich, selbst wenn sie nicht ganz bemeistert werden kann, doch nicht so bemerkbar machen darf.

So auch das Bewegen der Finger auf dem Tisch, als ob man Clavier spiele, das, selbst wenn es ganz unhörbar bleibt, doch die Nebensitzenden nervös macht. Eben so unpassend ist es, an seiner Toilette zu zupfen, um etwas, wirklich oder nicht, in Ordnung zu bringen oder dies gar an einer Nachbarin zu thun; oder beim Sprechen den Arm derselben — etwa bei nachdrücklichen Stellen zu berühren oder ihr nah in's Gesicht zu sprechen oder zu nah zu rücken, oder gar die Füße im Takt zu bewegen und dergleichen Unarten mehr, die wir nicht alle aufzählen können.

Der Gang ist fast immer charakteristisch, es giebt Personen, die man noch früher am Gang, als am Gesicht erkennt, so auffällig ist mancher und so sehr ist jeder mit der Individualität verwachsen. Eben darum verdient er auch die größte Berücksichtigung und

soll dieselbe auch auf das Schuhwerk ausgedehnt werden, wie wir bereits erwähnten. Zu hohe Absätze lassen den Gang schwankend und wie auf Stelzen erscheinen, verleiten zu einer unschönen vorgebeugten Haltung, zum Wanken und Wackeln. Unterricht im Gehen sollte daher auch jedem Turn- und Tanzunterricht vorher gehen.

Harmonie ist auch für die Fortbewegung das Lösungswort. Es darf nie mit dem ganzen Fuß zugleich, noch weniger mit dem Absatz zuerst aufgetreten werden — jenes ist unweiblich und plump, dieses gemein und ungebildet. Man muß immer zuerst mit der Fußspitze auftreten, nur dadurch erhält der Fuß eine hochgewölbte Biegung (die keineswegs allein durch die jetzt modischen hohen Absätze zu erzielen ist) und ein elegantes Ansehen. Nur dann erscheint der Gang graziös. Doch darf auch dies nicht übertrieben und speciell bemerkbar gemacht werden, nicht in Tänzeln und Hüpfen ausarten, das theils geziert, theils kindisch und kleinbürgerlich aussieht. Ein schwebender Gang ward früher in Gedichten und Romanen als Attribut holdseligster Weiblichkeit gepriesen, allein wie wäre der heutzutage mit festgeschmürten, hochgehenden Absatzstiefeletten, wohl gar aus Leder, wohl zu bewerkstelligen? So leid es uns thut, wir müssen es constatiren: das Schweben der Damen ist gegenwärtig ganz aus der Mode gekommen! Diese erfordert jetzt auch für das weibliche Geschlecht eine gewisse Sicherheit des Auftretens — doch wäre es gut, diese würde lieber wo anders als auf dem Gebiete körperlicher Fortbewegung gesucht und man machte sich durch etwas besseres als durch hörbare Schritte bemerklich.

Ganz zu vermeiden ist ein trippelnder, herüber und hinüber schwankender, watschelnder Gang, gegen den zumal starke Damen auf ihrer Hut sein müssen. Es dürfen weder zu kleine, noch zu große Schritte gemacht, weder zu schnelle noch zu langsame Tempis gewählt werden; in der Haltung muß man stets die Wellenlinien der Anmuth auch in der Bewegung festzuhalten suchen. Wir dürfen uns weder an Laufen, noch an Schleichen gewöhnen, müssen aber doch zu beiden befähigt sein, ohne dabei die elegante sichere Haltung zu verlieren, an der man auf den ersten Blick die feingebildete Dame erkennt — denn wir können ja in die Lage kommen, laufen oder schleichen zu müssen: ersteres, wenn etwa beim Aufziehen eines Gewitters oder sonstiger nothwendigen Eile etwas darauf ankommt, ein bestimmtes Ziel schneller zu erreichen, oder letzteres, wenn wir eine ältere, oder kränkliche, oder des Gehens ungewohnte Dame begleiten, auf deren Gangweise die gute Lebensart erfordert jede Rücksicht zu nehmen und sie zu der unseren zu machen.

3.

Die Mimik und der Blick.

Was nun die Mimik betrifft, so ist sie ebenfalls von der äußersten Wichtigkeit. Eine gebildete Dame muß zeigen, daß sie auch die Macht der Bildung auf ihr Gesicht zu übertragen, auch dies unter ihre Herrschaft zu bringen weiß.

Dies mag im ersten Augenblick absurd klingen, ist es aber ganz und gar nicht. Wir können freilich häßliche Züge nicht in schöne verwandeln, aus einer Stumpfnase keine griechische Nase, aus einem großen Mund keinen kleinen machen u. s. w., aber wir können selbst über ein von der Natur vernachlässigtes Gesicht den Hauch eines seelenvollen Ausdruckes gießen, der alles Häßliche mildert, wo nicht vergessen macht, wir können eine innere Liebenswürdigeit — dafern wir sie nur besitzen — aus unseren Blicken, unserer ganzen Mimik hervorleuchten lassen, welche alles Abschreckende aufhebt und Andere gewinnt. Wie viel mehr werden wir nicht vermögen, uns durch dieselben einfachen Mittel Andern angenehm zu machen, wenn wir nicht zu den von der Natur Vernachlässigten, sondern zu ihren Günstlingen gehören. Aber selbst wenn wir dies und im allerhöchsten Grade sind, so verscherzen wir dies gnädige Geschenk, wenn wir unedle Regungen, wohl gar Leidenschaften unsere Gesichtszüge verzerren lassen, wenn wir weder uns selbst, noch unsere Muskeln und Nerven, weder unsere Lippen noch unsere Blicke in der Gewalt haben. Hierbei wollen wir gleich als Warnung einschalten, daß in solcher Weise anfänglich nur momentan verzerrte Gesichtszüge diesen Ausdruck allmählig annehmen, die erst nur flüchtig gezogenen Falten vertiefen sich und werden bleibend, kurz, das frühzeitige Altern vieler Damen ist von ihnen selbst verschuldet, das Unangenehme, Unliebenswürdige, Langweilige, wo nicht Böartige, das uns in manchen Gesichtern begegnet, haben sich die Inhaberinnen derselben nur ganz allein

selbst zuzuschreiben. Wer sich im Außern jung erhalten will, muß es im Innern sein, und wer auf seine Umgebung einen wohlthuenden, harmonischen Eindruck hervorbringen möchte, muß in sich selbst harmonisch gestimmt sein.

Wer dies aber noch nicht ist, muß trachten, es zu werden, und darum zuerst jene Regeln für die äußere Erscheinung beobachten, welche der gute Ton erfordert. Es überträgt sich dann wohl umgekehrt auch von dem Außern etwas auf das Innere und bereitet dort die Veredlung vor.

Eine große Hauptsache ist da auch die Beobachtung des Blickes — denn im Auge spiegeln sich am unwillkürlichsten die Bewegungen der Seele. Freilich haben wir so wenig wie die Farbe, auch den Glanz und das Feuer der Augen in der Gewalt — aber wir haben das Augenlid und den Blick selbst zu unserer Verfügung. Es ist nicht mehr nöthig — wie im Mittelalter — daß eine junge Dame auf der Straße nicht anders gesehen werde als mit niedergeschlagenen Augenlidern, aber es ist noch eben so nothwendig, daß sie nicht nach allen Seiten hin um sich blicke, daß sie alles Herausfordernde, Kecke, Freie, Freche in ihren Blicken vermeide. Es ist affectirt, die Augen immer zu Boden zu senken, aber es verstößt gegen die Sittsamkeit, nach allen Seiten mit Blicken um sich zu werfen. Es ist nicht artig, auf der Straße achtlos an den Begegnenden mit abgewandten Blicken vorüberzugehen oder mit Jemand zu sprechen, ohne ihn anzusehen, aber es ist unartig und noch schlimmer, dem Sprechenden unverwandt in das Gesicht zu starren und Begegnende mit heraus-

forderndem Anstieren in's Auge zu fassen oder ihnen nachzusehen. Jeder gaffende, spähende Blick hat etwas Albernese und Beleidigendes und setzt in Verlegenheit, entweder in die Seele Derjenigen, die ihn auf uns richten und die uns dadurch sehr beschränkt erscheinen, oder für uns selbst, weil wir, wenn ein solcher Blick uns trifft, eben so gut fürchten können, er sei durch etwas Auffälliges, Ungehöriges an unserer eigenen Person veranlaßt. Ein anmaßender, gleichsam über Alles hinwegsehender Blick, aus dem man schließen muß, daß ihm die Person — oder deren Mehrzahl — die er streift, nicht gefalle, er sie sich für nicht ebenbürtig halte u. s. w., ist ebenso zu vermeiden, wie ein Blick voll Mißmuth und übler Laune oder voll Gleichgiltigkeit und Niedergeschlagenheit. Unser Blick, der eine andere Person trifft, darf daher weder zu viel noch zu wenig Interesse für sie verrathen, jenes kann eben als Neugier, als Neigung zur Ausforschung, und wenn von einer Dame auf einen Mann gerichtet, als Koketterie gedeutet werden und dieses als Hochmuth, Stolz, als das Product eitler Einbildung.

Am häßlichsten von allen vielleicht ist ein stechender, lauernder Blick, der unser Inneres zu erforschen, uns zu durchbohren sucht. Dergleichen kann uns förmlich Beklemmungen verursachen und ist daher eine der größten gefelligen Unarten, die nur noch dadurch erhöht werden kann, daß auch noch das Lorgnon, der Klemmer zu Hilfe genommen wird. Eben so peinlich ist das stete Blinzeln und Blinken mit den Augen, die unruhige Bewegung der Augensterne, die in ihren Höhlen — gleich wilden Thieren in ihrem

Käfig — immer von einem Ende zum andern gehen. Es mag dies, wie manches Schielen mit in der Construction der Augen liegen, aber Vieles dabei ist doch nur Angewöhnung, der entgegengearbeitet werden muß.

Der Blick, wie er sein soll und den die Gesetze der guten Sitte erheischen, ist zugleich derjenige, in den eine harmonisch gebildete Seele sich spiegelt und der daher, ohne es zu wollen, für Alle etwas Vertrauens-Erweckendes, Anziehendes hat. Er ist bescheiden für sich und aufmerksam für Andere, offen und rein, klar und ungezwungen, gewinnend ohne Berechnung, verbindlich und freundlich ohne Unterthänigkeit und Gefallsucht. Er giebt sich in ungezwungener Natürlichkeit, aber bewacht von dem Bewußtsein weiblicher Würde. Ein solcher Blick wird auch der Männerwelt imponiren und sie ganz von selbst in Schranken halten, während dieselbe sonst nur zu leicht geneigt ist, einen feurigen Blick oder ein ängstlich verschämtes Augenniederschlagen auf sich selbst zu beziehen und die betreffende Dame als herausfordernde oder heuchelnde Kokette zu betrachten und dann das Betragen ihr gegenüber danach einzurichten. Es ist in diesen Beziehungen manches ganz unschuldige Mädchen allein dadurch in schlechten Ruf gekommen, daß es seine Blicke zu wenig oder wieder zu ängstlich hütete, und darum ist hier Vorsicht ganz besonders am Platze.

Liegt auch der Hauptausdruck unseres Gesichtes in den Augen, sind sie es auch, welche am schnellsten die Regungen unseres Innern verkünden, Sympathie und Antipathie, Liebe und Haß oft unwillkürlich

offenbaren, in den Momenten plötzlicher Aufregung oft gegen unseren eigenen Willen, so ist doch auch dem Mund, der Nase und allen Gesichtsmuskeln eine Ausdrucksfähigkeit verliehen, die niemals und am wenigsten in der guten Gesellschaft außer Acht gelassen werden darf. Ein Gesicht, das gar keine Bewegung und Beweglichkeit zeigt, ist langweilig, starr und geistlos, und es verstößt dies eben so sehr gegen die gesellige Pflicht, wie ein Gesicht, das fortwährend seinen Ausdruck wechselt und von der kleinsten Laune bis zur mächtigsten Leidenschaft erregt wird. Es ist eine der ersten Pflichten des geselligen Anstandes, auch unser Gesicht unter die Herrschaft desselben zu geben. Jeden mürrischen, unzufriedenen, verbitterten, unholden Ausdruck müssen wir aus ihm verbannen, und selbst wenn wir Ursache haben, traurig zu sein und — wie bei der Trauer um geliebte Todte — selbst nicht nöthig, dies zu verbergen, so muß der Schmerz doch sich nicht anders zeigen, als in dem sanften Schatten edler Wehmuth und frommer Ergebung. Für jeden andern Kummer aber hat die Gesellschaft meist nur eine sehr zweifelhafte Theilnahme und wir wünschen wohl dergleichen ihr auch selbst zu verbergen, wie z. B. Familienkummer, Nahrungsorgen, Unglück in Liebe und Ehe, Zurücksetzungen von Freunden und Bekannten u. s. w. — darum empfiehlt es sich in allen solchen schweren Zeiten und Fällen nicht durch unsere Mienen zu verathen, was uns drückt. Es ist weder Lüge noch Heuchelei, dies zu thun — der Freundschaft können wir unser Herz ja öffnen, die Bekannten aber, die geselligen Kreise haben ein Recht von uns

zu fordern, daß wir uns ihnen doch so geben, daß wir ihre Harmonie nicht stören, und das geschieht, sobald wir uns ihnen traurig und verstimmt zeigen — auch wenn wir dies nicht mit Worten, sondern nur mit unserer Mimik thun.

Wir dürfen darum weder die Stirn in schmerzliche Falten legen, noch die Augenbrauen über der Nase zusammenziehen und diese selbst gleichsam länger werden lassen, wir dürfen die Lippen nicht zusammen, wohl gar übereinander pressen. Eben so wenig dürfen wir nur etwaigen Aerger, Jorn durch Längenfalten der Stirn, Aufblähen der Nasenflügel oder gar Pochen der Schläfe und Wackeln der Ohren verrathen.

Umgekehrt ist ebenso jede forcirte oder ungehemmte Heiterkeit zu vermeiden. Ein Mund, der stets dasselbe stereotype, verbindliche Lächeln zeigt gegen Jedermann und in jeder Situation, macht sich der Heuchelei verdächtig und wird schließlich selbst lächerlich. Die Lippen fest übereinander zu kneifen, ist unweiblich und unzart, sie ringsum gleichsam wie eingereiht zusammen zu ziehen, macht einen gezierten Eindruck, es verräth die Sucht, den Mund klein erscheinen zu lassen; ihn weit zu öffnen und die Zähne zu zeigen, ist unfein, denn es hat etwas Herausforderndes, ihn offen stehen zu lassen, gemahnt an Dummheit, selbst wenn die schönsten Zähne dadurch sichtbar werden. Ganz unstatthaft ist es mit den Zähnen an den Lippen zu kauen oder mit der Zunge, auch ohne daß sie selbst sichtbar wird, an den Zähnen und Kinnladen herumzufahren. Auch jedes hörbare Athemholen durch Mund und Nase ist unstatthaft, ebenso wie jedes laute,

schmetternde Lachen, wenn auch beim rechten Anlaß gegen ein übrigens herzliches Lachen gar nichts einzuwenden ist. Es ist, wie schon gesagt, weder nöthig, noch vortheilhaft, immer zu lächeln, aber es ist passend, dies bei ersten Begrüßungen, als Zeichen der Freude und des Wiedersehens mit andern Damen zu thun und sonst, wo das Lächeln zum annuthigen Begleiter der Artigkeit und Freundlichkeit oder gefelligen Scherzes wird. Nur muß man sich vor jenem Lächeln hüten, das den Spott zur Begleitung hat und das statt zu gewinnen immer nur verletzen kann. Stetes Lachen ist ein Zeichen der Albernheit oder wird wenigstens derselben verdächtig machen. Wie man sich in allen seinen physischen Aeußerungen beherrschen lernen muß, muß man auch das Lachen und Lächeln in seiner Gewalt haben und es unterdrücken können, wo dies guter Ton und Rücksicht auf Andere verlangen, selbst wenn ein komischer Anlaß noch so sehr dazu reizen sollte.

Nichts überhaupt gereicht weniger zu unserer Empfehlung als ein spöttischer Zug um den Mund, der sich nur gar zu leicht festsetzt, wenn er oft hervorgerufen wird und der gleich von vornherein etwas Beleidigendes hat, eben so auch das sogenannte Nasenrümpfen bei vorkommenden Gelegenheiten, das sogar oft in ein Vibriren der Nasenflügel ausartet und die Person, welche es ausübt, der Moquanterie, Medisance, der anmaßenden Ueberhebung u. s. w. verdächtig macht. Das sogenannte alte Jungferthum gründet sich eben meist auf solches Gebahren, und allein dadurch ist der ganze ehrenwerthe Stand bei so vielen Menschen in Mißcredit gekommen und das

Vorurtheil läßt dann die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden. Wir wiederholen es: das weibliche Geschlecht hat vor Allem Ursache, darüber zu wachen, daß seine Gesichtszüge einen sanften, harmonischen Ausdruck erhalten und bewahren.

Man spöttelt immer darüber, daß die Damen nicht alt werden wollen und daß für je höher und vornehmer ihre Lebensstellung gilt, je weniger sie sich dem Altwerden unterwerfen — aber gewissermaßen hat auch der Kampf, der dagegen geführt wird, sobald es mit ehrlichen Waffen geschieht, seine vollständige Berechtigung, nämlich dann, wenn Altwerden heißt: sich und sein Äußeres vernachlässigen, durch üble Angewohnheiten, Achtlosigkeiten oder gar Leidenschaften selbst dazu beitragen, daß vorzeitig sich Runzeln bilden, die Züge sich verzerren und einen unangenehmen, aufgeregten oder umgekehrt einen apathischen, ermatteten Ausdruck annehmen. Nicht durch den Gebrauch von Schönheitsmitteln und allerlei künstlichen Nachhilfen hält man das Alter auf, sondern allein durch Achtsamkeit auf sich selbst, durch Beherrschung der Affecte, der Mimik, durch die innere Frische des Geistes, durch Erweiterung des eigenen Horizontes, durch Bewahrung des Interesses für unsere Mitmenschen und alle edlen Angelegenheiten des Lebens. Es soll sich nicht darum handeln, jung scheinen zu wollen, was, sobald ein gewisses Alter überschritten, nur lächerlich macht, sondern vielmehr auch in vorgerückten Jahren noch jung zu erscheinen, weil man es geistig geblieben und die Kunst geübt: sich selbst in der Gewalt zu haben. Und weil man die letztere

vorzugsweise in der guten, der gebildeten Gesellschaft braucht und übt, ist es natürlich, daß die in dieser lebenden Damen sich besser conserviren als die Frauen solcher Stände, in denen minder feine Umgangsformen herrschen.

4.

Die Sprache.

Auf den Bildungsgrad, den sich Jemand erworben, schließt man am ersten durch seine Sprache.

Es ist daher ein großer Fehler, wenn Eltern und Erziehende die ihnen anvertrauten Kinder nicht frühzeitig gewöhnen, rein und schriftgemäß, hochdeutsch, also womöglich dialektfrei zu sprechen, denn wenn die Sprache in der Kindheit vernachlässigt ist, so ist es schwer, sie erst später zu reinigen und von allen unrein ausgesprochenen Silben, falschen Conjugationen, Wendungen u. s. w. zu befreien. Selbst die Schule kann dabei nicht Alles thun, wenn im Hause, in der Kinderstube und im Familienkreise nebenher immer falsch und schlecht gesprochen wird — oft nur aus falscher Bequemlichkeit und sogenannter Gemüthlichkeit, nicht etwa aus Mangel am Besserkennen.

Conjugationen wie „Sie“ und „Ihnen“ zu verwechseln, das G bald wie K, das K bald wie G auszusprechen, P und B wie T und D nicht von

einander zu unterscheiden, eu wie ei und ei wie e auszusprechen, und dem Aehnliches verräth einen Bildungsmangel, der Diejenigen, an denen er bemerkt wird, überhaupt als ungebildet kennzeichnet und uns doppelt erschrecken läßt, wenn dergleichen im geselligen Kreise aus dem Munde einer Dame kommt, die vielleicht im elegantesten Costume erscheint. Wer in dieser Beziehung von den Verhältnissen vernachlässigt ward, thut gut, öfter laut zu lesen und danach sich zu gewöhnen, alle Worte auch im gewöhnlichen Leben gerade so auszusprechen, wie man sie gelesen.

Aber so gut wie jede häuerische Ausdrucksweise und Nachlässigkeit, muß auch jeder häuerische, rohe Ton des Organs und jedes rohe Wort vermieden werden.

Auf den Ton, mit dem wir unser Organ ausstatten und unterstützen, kommt unendlich viel an. Alles Krächzen, Schreien, Schnattern gehört in diese Kategorie — aber auch das Gegentheil davon, übertriebenes flüstern und Lispeln, wobei die Andern sich anstrengen müssen, nur etwas zu vernehmen, und das entweder selbst Fiererei ist oder doch in den Verdacht derselben bringt. Aber auch in allem Uebrigen paßt der laute Ton des Affectes nicht für das zarte weibliche Organ. Zorn darf es nie zur Hitze und ihrem Ausbruch steigern, der Groll darf nicht zu Worten voll Bitterkeit und Schärfe verführen oder gar permanent werden. Die edle Weiblichkeit leidet unter nichts mehr als unter einem gereizten, scharfen Ton, der beim Weibe dann gewöhnlich noch mehr in's Schneidende übergeht, sich festsetzt und das Organ

für immer verdirbt, so daß dann die Rede solcher Personen nur zu leicht etwas Verletzendes hat, selbst wenn das, was sie sagen, mit einer andern Betonung auch einen ganz andern Eindruck machen würde. Auch hier ist Selbstbeherrschung das beste Mittel: Empfindlichkeit, üble Laune, Verstimmung, Aerger, Widerwillen dürfen niemals aus dem Ton unserer Stimme herausklingen, eben so wenig Unmaßung, Stolz und Hochmuth.

Wir müssen uns gewöhnen, klar und deutlich zu sprechen, weder zwischen den Zähnen zu zischen, noch im Gaumen zu murren, noch die Endsilben zu verschlucken. Wir dürfen weder zu schnell sprechen, wobei sich die Worte überhasten und die Harmonie der Sprache verloren geht, noch zu langsam und bedächtig, was nicht allein pedantisch erscheint, sondern langweilig und den Zuhörenden eben so lästig wird wie jenes. Eben so wenig dürfen wir eintönig, ohne die Stimme zu heben und zu senken, fortsprechen, was in jeder Beziehung ermüdend wirkt und auf die Dauer kaum anzuhören ist. Immer müssen wir danach trachten, daß es unserer Stimme nicht an der nöthigen Modulation fehle, und auch dazu empfiehlt sich lautes Lesen, wobei wir selbst auf die Klangwirkung zu achten haben, die wir hervorbringen. Auf diese Weise bildet man sein Organ, ohne es durch Ziererei zu überbilden. Man kann auch solche Sprechstudien vor dem Spiegel machen, um gewiß zu sein, daß man dabei den Mund nicht zu viel oder zu wenig bewegt, schließt und öffnet und überhaupt keine Gesichter zieht. Besonders vorsichtig muß man aber sein, nicht etwa in

einen pathetischen oder declamatorischen oder gedrechselten Ton zu fallen, etwa in der Meinung, dies sei poetisch, oder imponire oder diene zu unserer Empfehlung in der guten Gesellschaft. Gerade das Gegentheil! dergleichen macht nur lächerlich. Was man gegenwärtig am meisten fordert — sogar auf der Bühne, wie viel mehr nicht im Leben! — ist ein leichter, fließender Conversationston, der sich ganz einfach und natürlich geben muß und dessen geforderte Eleganz eben in seiner Glätte, in seinem leichten Fluß beruht.

Aber dies Alles berührt nur die Technik der Sprache, das äußere Gewand derselben, wichtiger ist der Inhalt, der Geist, den sie nur als sinnliches Material mit Andern vermittelt.

Das weibliche Geschlecht ist als plauderhaft verschrien, und wenn eine Dame, sie mag jung oder alt sein, in großer oder kleiner Gesellschaft ihre Zunge nicht im Zaume zu halten versteht, so ist ihr Urtheil schnell gesprochen, „Plappermäulchen“ signirt man dann die junge, „Plaudertasche“ die alte Dame. Wer wird sich wohl gern so bezeichnen lassen und wie verträge sich dergleichen mit dem guten Ton? Derselbe erfordert, daß ein Jedes in seinen Schranken bleibe und verurtheilt den Schwätzer sowohl wie die Schwätzerin, Letztere aber gewöhnlich noch strenger, weil dergleichen entweder aus einer Hypernaivetät hervorgeht, die nicht in die Gesellschaft paßt, oder, was noch schlimmer ist, aus Eigensucht und Anmaßung sich selbst und seine Weisheit überall bemerkbar zu machen, mit einem Wort, sich hervorzudrängen, wohl gar dabei seine Umgebung zu beherrschen.

Eben so schlimm ist aber auch der entgegengesetzte Fehler. Personen, welche gar nicht sprechen, oder auf an sie gerichtete Fragen nur mit Ja oder Nein antworten, sind eben so unbequem für die Gesellschaft wie die Schwätzenden. Jungen Damen mag es wohl geziemen, älteren Damen und Herren gegenüber sich in ihren eigenen Aeußerungen und Mittheilungen zu beschränken und sich erst dann an dem Gespräch zu betheiligen, wenn man sie hineinzieht; ist dies aber geschehen, so erfordert es auch die Schicklichkeit, ferner nicht im steten Schweigen zu verharren oder es beim bloßen Antworten bewenden zu lassen.

Es heißt zwar immer, daß die Damen in jeder Beziehung eine gewisse Zungenfertigkeit besäßen — allein es ist doch etwas Anderes, nur in der Familie oder mit vertrauten Freundinnen dieselbe zu üben oder fremden Personen und den mannigfachsten Vorkommnissen des Lebens gegenüber, besonders aber in gewählter Gesellschaft. Es könnte auch gar nichts schaden, wenn sich junge Damen im Reden, namentlich im Erzählen übten; denn manche Dame, die ganz annuthig schwätzt, wenn alltägliche Vorkommnisse besprochen werden, weiß nichts zu sagen, wenn es sich um einen ernstern, würdigeren Anlaß handelt — verstummt und stockt dann entweder oder wird pathetisch, wenn sie sich erst speciell darauf vorbereitet — und das Eine ist so schlimm wie das Andere. Eine größere Gefahr ist aber noch vorhanden, wenn es sich darum handelt, etwas zu erzählen — da sprechen dann viele Damen in der Hast ungrammatikalisch, unlogisch, lassen am unrechten Orte Worte

und Sätze aus und verstricken sich dermaßen in ihrem eigenen Bericht, daß Niemand aus demselben Flug wird, die Pointe verloren geht und der beabsichtigte Eindruck ganz verfehlt ist. Andere wieder sprechen mit einer Umständlichkeit und Breite, die sie weder Ziel noch Ende finden läßt, verlieren häufig den Faden ihrer eigenen Erzählung und langweilen damit auf's Ueßerste. Manche fühlen ihre eigene Unbeholfenheit und in ihrer daraus entstehenden Verlegenheit wird das Uebel nur noch schlimmer, während Andere manchmal einem aufgezogenen Uhrwerk gleichen, das sich nicht unterbrechen läßt — versucht dies Jemand, so kommen sie doch mit Beharrlichkeit wieder auf den Punkt zurück, auf welchem sie stehen blieben.

Dies Alles sind Unarten, welche der gute Ton verbietet und auf welche wir später, wo vom Verhalten in Gesellschaft überhaupt die Rede sein wird, noch einmal zurückkommen. Es ist wie gesagt nicht nöthig, daß man so spricht, wie man schreibt, aber da es gerade wünschenswerth ist, daß man sich im Sprechen einer noch gedrängteren Kürze befleißigt und dabei auf das fließende der Sätze und den Wohlklang der Ausdrücke zu achten hat, so sollte man nicht veräumen, sich in der Kunst des Sprechens zu üben wie in der des Schreibens. Da dies von den jungen Männern — auf Schulen und Gymnasien und Universitäten — meist gefordert und geübt, bei der Mädchen-erziehung meist aber ganz unberücksichtigt gelassen wird, denn nur in wenigen, auf der Höhe ihrer Zeit stehenden Töchterschulen werden die Mädchen dazu angehalten, durch mündliche Resumirung eines ihnen

vorgetragenen Gegenstandes sich selbst in Rede und Vortrag zu üben, so ist es natürlich, daß, obwohl die Frauen im Allgemeinen eine viel leichtere Unterhaltungsgabe besitzen als die Männer, sie sofort im Nachtheil sind, wenn sie etwas erzählen oder in längerer Mittheilung auseinander setzen sollen. Es heißt dann wohl auch, man mache an Damen nicht die gleichen Ansprüche — man spöttelt aber doch über eine Jede, die sich nicht richtig und angenehm auszudrücken weiß, und gerade darum sollten die Damen doppelt darauf bedacht sein, diese Kunst sich anzueignen. Es heißt dies nicht etwa ein unangenehmes Blaustrumpfthum von ihnen fordern, das sie wieder nach der andern Seite hin lästig und lächerlich machte, es heißt im Gegentheil: sich vor Lächerlichkeit zu bewahren. Waren doch auch von je die Conversationen die besten, die in den Salons geistreicher Frauen stattfanden und von diesen selbst geleitet wurden, weil gerade sie selbst jene Meisterschaft sich erwarben, die sich nicht etwa in gelehrten Phrasen gefällt oder an verzopfte Regeln sich bannt, sondern die, mit Leichtigkeit und Grazie gehandhabt, sich so weiter spinnt, daß sie Alle unterhält, mitbeschäftigt und Niemanden langweilt — und gerade die Kunst, auch das Geistreiche einfach und natürlich zu sagen, will durch Übung erlernt sein und kommt Niemanden von selbst. Darin aber beruht das wahre Wesen der eleganten Conversation, wie der gute Ton sie fordert.

Ein fernerer Fehler in Bezug auf die Sprache, in welchen Damen sehr häufig verfallen, ist der Gebrauch fremder Worte. Wir haben nun die Zeit

hinter uns, in welcher man sich in den höchsten Kreisen und solchen, die ihre Sitten nachäfften, lieber des französischen als des Deutschen bediente, wie ja auch im deutschen Reich seitens der obersten Beamten die fremdländischen Bezeichnungen durch gut deutsche ersetzt worden sind. Aber noch immer suchen manche Damen etwas darin, französische, englische, italienische Floskeln mit anzubringen, auch wo dieselben ganz überflüssig sind. Dies ist veraltet, und da jetzt fast alle Welt wenigstens theilweise in diesen Sprachen bewandert ist, so kann dergleichen weder Jemanden imponiren noch etwa den Zweck haben, dadurch seine eigene feine Bildung documentiren zu wollen. Es braucht deshalb nicht jene Pedanterie des Gegentheils eingeführt zu werden, die selbst die in die deutsche Sprache vollständig eingebürgerten, dem Auslande entnommenen Worte vermieden sehen will — mag man dies in Büchern durchführen — im leichten Unterhaltungston läßt man sich keine strengen Gesetze octroyiren.

Aber wie es geschmacklos ist, die Unterhaltung mit Fremdworten zu überladen, so ist es für Manche auch gefährlich, denn es geschieht nur zu leicht, daß sie falsch angewendet oder gedeutet werden und dann können sie Sprechende wie Hörende in arge Verlegenheit setzen, — wo man darum seiner Sache nicht ganz gewiß ist, vermeide man dergleichen doch lieber; daß man ebenso auch alle starken Ausdrücke und Worte, die eine falschen Deutung zulassen, vermeiden muß, versteht sich von selbst. Manches, das man einem Mann noch hingehen läßt, erscheint in einem Frauenmund unverträglich mit weiblicher Zartheit und verletzt

dann doppelt das Gefühl der Hörer. Jeder Verstoß gegen die Delicatesse ist auch ein Verstoß gegen die weibliche Würde und Annueth.

Der Ton, in dem wir zu andern Damen sprechen, sei stets verbindlich, artig, rücksichtsvoll, gegen Männer halte er sich in den Grenzen der Höflichkeit, ohne entgegenkommend zu sein. Niemals dürfen wir vergessen, was wir unserer weiblichen Würde schuldig sind.

5.

Die Kleidung.

Das Capitel der Kleidung ist für Damen ein so wichtiges, daß wir ihm ein ganzes Buch widmen könnten, ohne unsern Stoff zu erschöpfen. Aber wie sehr wir uns auch bemühen, mit unserer Zeit Schritt zu halten und unseren Leserinnen das zu sagen, was gerade im Augenblick, da wir schreiben, die Mode als guten Ton erklärt — ehe Setzer und Verleger unsere Broschüre zur Versendung und auf den Toilettentisch der Damen bringen, ist, selbst wenn nur Monate oder Wochen bis dahin vergehen, die Toilette schon veraltet und gewöhnlich geworden, die wir heute als das Ideal von Eleganz und Vornehmheit empfehlen möchten.

In dieser Beziehung müssen wir darum die Leserinnen auf die mit der Zeit Schritt haltenden Muster- und Modezeitungen verweisen, die ihnen ja in jeder

neuen Woche sagen, welche Stoffe, Farben und Schnitte gerade der gute Ton für Haus, Salon und Straße erfordert, — wir müssen uns hier nur mit solchen Winken beschäftigen, die jederzeit zu beherzigen sind und mindestens nicht dem Wechsel jeder Saison unterliegen.

Wir haben es hier weniger mit dem zu thun, was die Mode speciell, sondern was Anstand und Bildung überhaupt erfordern.

Die erste Grundregel für die weibliche Kleidung ist Reinlichkeit und Nettigkeit — erst auf dieser Grundlage können sich Geschmack und Eleganz entwickeln — sie sind undenkbar ohne jene.

In Bezug auf jene Grundeigenschaften kann es auch nicht genügen, daß unser Ueberkleid keine Flecken und Knitter zeigt, sondern Alles, was wir an uns tragen, muß diese Beschaffenheit haben, unsere Wäsche und jedes, auch das verborgenste Kleidungsstück.

Womöglich muß Alles, was wir unter den Kleidern tragen, von weißem Stoff sein — den unter dem Ueberkleid im Winter getragenen Rock ausgenommen, den ja die Mode seit einer Reihe von Jahren schon sowohl von schwarzer Wolle oder Seide, oder in allen grauen Nuancen, jetzt allerdings vor dem harten Wollstoff (Moiré) den weichen bevorzugend (Flanell, Lama, Filz u. s. w.) gestattet. Graue Corsetts, Strümpfe u. s. w. haben etwas vulgäres und es ist Thorheit, sich bei dergleichen auf ein vielleicht nöthiges Sparsystem zu berufen, denn gerade dem Körper nahe getragene Dinge müssen der Gesundheit und Reinlichkeit willen doch oft gewechselt und ge-

waschen werden, es ist daher gleichgiltig, ob sie eine Farbe haben, bei der man den Schmutz weniger sieht oder ob sie ganz weiß sind. Kann man aber etwas Bunttes der Art noch für das Haus entschuldigen, so ist es geradezu gräßlich, wenn dergleichen unter einem Gesellschaftsanzug, einem seidenen, hellen oder überhaupt eleganten Kleid zum Vorschein kommt! Es ist der allergrößte Verstoß gegen den guten Ton, sich dergleichen zu tragen zu erlauben in der Hoffnung, daß es ja nicht gesehen werde! Man ist in Gesellschaften, bei Besuchen, im Concert, Theater u. s. w. niemals sicher, daß nicht beim Auf- und Absteigen der Treppen, Aus- und Einsteigen im Wagen, Nachhausegehen, in der Garderobe u. s. w. ein Zufall die farbigen Untersachen entdecken lasse — und dadurch ist dann die ganze gehoffte Eleganz unserer Erscheinung Lügen gestraft! — Auch die seidenen Corsetts von schwarzer, purpurrother, rosa, gelber oder himmelblauer Farbe verwerfen wir aus dem Grunde der Reinlichkeit. Die hellseidenen gemahnen allzusehr an demi-monde, die schwarzen an Ersparniß, nur die weißseidenen mögen sich die reichen Damen, die sich jeden Luxus erlauben können, gern gestatten.

Nichts kam aber den eleganten Eindruck so sehr beeinträchtigen, als schlechtes Schuhwerk und schlechte Handschuhe. Mit ersterem muß man besonders Rücksicht auf die Mode nehmen, es muß stets passend und gut gemacht und in vollständiger Ordnung sein. Die Strümpfe und Beinkleider, die über den Stiefelchen zum Vorschein kommen, müssen sich ebenfalls in tadelloser Verfassung befinden.

Die gleiche Sorgfalt ist auf die Handschuhe zu verwenden. Sie sind allerdings der größte Luxusartikel, denn man kann weder auf der Straße noch in Gesellschaft ohne gute Glacéhandschuhe erscheinen, und man weiß, wie wenig sie sich schön erhalten und wie theuer sie sind, zumal jetzt, wo sie täglich länger werden und andere als vielknöpfige gänzlich aus der guten Gesellschaft verbannt sind. Man spare aber eher an allem Andern als an Handschuhen; denn schlechte Handschuhe stellen eine ganze, übrigens elegante Toilette und schließlich unsere eigene gesellschaftliche Stellung in Frage. Ist man zum Sparen gezwungen, so trage man im Winter auf der Straße zu dunkeln Kleidern dunkle, am liebsten schwarze, für Gesellschaft wähle man solche helle Farben, die mit Benzin gewaschen und dann noch in Concert und Theater getragen werden können, wenn man nicht gerade solche Plätze hat, die zumeist gesehen werden. Im Sommer auf Reisen oder zu weiten Landpartien kann man Handschuhe von Wildleder oder Halbseide mit breiten Stulpen tragen, welche praktischer sind. Für den Garten und die Sommerfrische versucht man es wieder mit Halbhandschuhen von schwarzseidenem filet oder von ecrufarbenem Battist, doch sind sie nur zweckmäßig, wenn die Sonne untergegangen.

Die Mode will schon seit Jahren daß die Farbe der Handschuhe und Stiefelchen (wie auch der Hüte) sich immer in der Nuance des Kleides halte — ist dies vielleicht auch vorübergehend, so gilt doch für alle Fälle und Zeiten, daß die Handschuhe nicht dunkler, die Schuhe oder Stiefeletten nicht heller sein dürfen wie

das Kleid. Man muß darum immer auf einige helle Paar Handschuhe und auf ein paar schwarze Stiefelchen halten, denn die letzteren sind stets passend, außer auf Bällen, wo die Fußbekleidung weiß sein muß.

Was unsere ganze Toilette betrifft, so muß sie sich natürlich nach den Verhältnissen richten, in denen wir leben. Nur die wenigsten Damen, auch der guten Gesellschaft — und zwar eben diese oft am seltensten — sind in der glücklichen Lage, jede Mode mitmachen und alle die kostbaren Stoffe und Confectionen kaufen zu können, welche die Schaufenster unserer Modehandlungen bieten. Die wahrhaft gute Gesellschaft verlangt dies auch gar nicht. Sie überläßt es getrost der Geld-Aristokratie, den Parvenus — der Halbwelt, sich in die theuersten Stoffe zu kleiden, die auffallendsten Toiletten zu machen und durch alle Extravaganzen der Mode und Verschwendungssucht die Augen auf sich zu ziehen.

Das Anständige und Geschmackvolle, das Moderne ohne Uebertreibung, das Gediegene und Schöne ohne Ueberladung, das gute Ensemble einer Toilette sowohl in Bezug auf ihre eigenen Einzelheiten, als auch in dem Verhältniß, in welchem sie sich zu unserer Umgebung und der Gelegenheit, bei der sie getragen wird, befindet — das ist es, was in der wahrhaft guten Gesellschaft das Meiste gilt — die schöne Harmonie ist auch hier das, was man als „elegant“ bezeichnet und fordert.

Natürlich müssen wir uns an die Vorschriften der Mode halten — aber diese zeigt gerade jetzt eine solche Mannigfaltigkeit, daß es uns frei steht, uns

das für uns Kleidsamste zu erwählen. Ist unser Geschmaek wahrhaft gebildet, so werden wir dann diejenigen Moden, die ihm zusagen, auch gleich ergreifen und gern mit unter den Ersten sein, die sie tragen, während wir uns auch wieder nicht zu scheuen brauchen bei einer Mode, die uns gerade gefiel und gut stand, ein wenig länger auszuharren, wenn auch nicht so lange, daß wir die Allerletzten wären, welche sie ablegten. Wir brauchen nicht danach zu geizen, durch eine neue Mode aufzufallen, aber wir müssen uns eben so hüten, daß uns nicht dasselbe Geschick durch eine alte Mode bereitet werde.

Die erste Kunst der Toilette ist das Ensemble. Wir dürfen keine Farben tragen, die einander beeinträchtigen, ebenso keine Stoffe, die sich nicht mit einander vertragen, überhaupt keine Gegenstände, die nicht zusammen passen. J. B. nicht Kragen und Aermel oder Manchetten, die nicht nach Stoff und nach Muster zusammengehören, keine Kopf-, Hals- und Gürtelschleifen, die nicht von gleicher Farbe und gleichem Stoffe sind, und keinen Ausputz am Kleid, der ihnen nicht entspricht; keine Schmuckgegenstände zu einem Alltags-Kostüme, kein elegantes Kleid zu einem abgetragenen Hut oder Shawl und umgekehrt.

Wir haben ferner zu berücksichtigen, zu welcher Tageszeit und zu welcher Gelegenheit wir uns gerade kleiden.

Manche Damen vernachlässigen ihre Haustoilette. Dies widerspricht aber dem guten Ton ganz und gar. Eine Dame muß auch im Hause so gekleidet sein, daß sie jeden Augenblick Besuch bei sich empfangen

kann, und selbst ihr Negligé — Morgenüberrock und Häubchen — müssen so beschaffen sein, daß sie wenigstens sowohl vor ihren Angehörigen, wie vor der Dienerschaft, eigener und fremder, und derartigen Leuten sich ohne Erröthen und Verlegenheit sehen lassen kann. Von der Zeit an, wo die Besuchstunden beginnen, muß sie in annuthiger, wohlgeordneter Haustoilette erscheinen, die sich natürlich nach den Verhältnissen richtet, in denen man lebt. Am besten, wenn sie so beschaffen, daß sie nicht gewechselt zu werden braucht, wenn man selbst ausgehen will zu einer Besorgung, einem Spaziergang, freundschaftlichen Besuch.

Auf die verschiedenen gesellschaftlichen Toiletten kommen wir später noch in dem Capitel der Gesellschaft zurück.

Wie wir in der Wahl unserer Kleidung auf unser Aeußeres Rücksicht zu nehmen haben, so namentlich auch auf das Alter.

Die Zeiten sind zwar vorüber, wo man nur verheirateten Frauen und überhaupt älteren gestatten wollte, sich in Seide und schwere kostbarere Stoffe zu kleiden, allein es empfiehlt sich für jüngere Damen doch immer eine größere Einfachheit, Leichtigkeit und Duftigkeit der Stoffe und Garnirungen wie für ältere. Zu den zarten, knospenden Reizen der Jugend und ihren frischen Farben paßt das durchsichtige Weiß, passen Rosa und Himmelblau, paßt Alles, was an Natur, Unschuld und Heiterkeit gemahnt, und ein junges Mädchen wird stets graziöser, einnehmender und selbst vornehmer erscheinen im anspruchslosen Kostüme mit Blumen und Bändern, wie sie der

Jugend am besten stehen, geschmückt, als in einem schweren Stoff mit kostbarem Ausputz und Schmuck überladen.

Ältere Damen wieder werden eben so wohl thun, sich immer ihrem Alter angemessen und nicht zu jugendlich zu kleiden. Es ist aber eben so sehr ein Fehler, sich vor der Zeit nur in Farben und Stoffe zu hüllen, auf die erst das spätere Alter beschränkt sein sollte, wie es lächerlich ist, sich noch nach Art junger Mädchen zu tragen, wenn man die Dreißig oder Vierzig überschritten. Der feine Takt und der treue Spiegel sollten jeder Dame selbst sagen, was sich für sie ziemt. Rosa ist als Hauptstück der Toilette eine Farbe, die nur für die erste Jugend paßt; als Ausputz, Schleife u. s. w. kann sie aber noch lange verwendet werden. Damen in den Jahren von dreißig bis fünfzig mögen sich so kostspielig und prächtig kleiden, wie es ihre Mittel erlauben, man verzeiht diesem Alter viel eher eine Extravaganz als demjenigen, was darüber oder darunter ist — aber sie mögen sich damit nach ihrem Außern richten und dafür sorgen, daß eben mit diesem ihre Toilette sich in Harmonie befinde. Bis zu einem gewissen Punkt ist es möglich, durch eine sorgfältig gewählte und berechnete Toilette die Spuren des Alters minder sichtbar werden zu lassen, gewiß aber nicht durch eine solche, welche um jeden Preis den Schein der Jugend forciren und was zumeist dieser gemäß ist, bei sich selbst in Anwendung bringen will.

Damen, die mit ihren Toilettemitteln etwas ökonomisiren müssen, empfiehlt sich, immer auf ein gutes

schwarzseidenes Kleid zu halten, wo sich dann von selbst ein zweites, das abgetragener, zu gewöhnlicheren Ausgängen herausstellt. Ein modernes schwarzseidenes Kleid kann ohne Anstoß und Aufsehen in allen großen und kleinen Gesellschaften, bei allen Feierlichkeiten — Polsterabende und Hochzeiten ausgenommen — wie bei allen einfacheren Gelegenheiten, Sommer und Winter, auf der Promenade wie im Hause getragen werden und wird immer elegant und passend sein. Erhält es sich länger, als die Mode des Schnittes währt, so kann es sehr leicht durch etwas neue Futhat wieder modernisirt und aufgefrischt werden, dient später noch für gewöhnlichere Ausgänge bei schlechtem Wetter unter einem Ueberwurf u. s. w., hat auch dann noch den Vortheil, bis zu dem letzten Rest als Futter, Garnirung u. s. w. aufgebraucht werden zu können.

Es thut, wie gesagt, dem guten Ton viel weniger Eintrag, wenn man sich in einfache Stoffe, aber modern kleidet, als wenn man in guten Stoffen erscheint, die entweder selbst oder ihrem Schnitt, ihrer Farbe nach einer vergangenen Mode angehören. Ein schwerseidenes Kleid, das nicht mehr modern oder nicht mehr frisch ist, macht den Eindruck des Herabgekommenen — unechter Sammet, unechte Spitzen und Besätze, baumwollenes Futter in Ueberwürfen und Uermeln und alles Derartige, das etwas Anderes vorstellen soll, als es ist, verstößt allemal gegen den guten Ton und ist daher streng zu vermeiden. Dergleichen fällt gerade so wie aller unechte Schmuck auf das Unangenehmste auf. Denn es ist nicht nothwendig, daß wir Schmuck tragen, aber es ist nothwendig, daß

wir uns durch falschen Schmuck nicht selbst compromittiren und herabsetzen, denn man weiß in der guten Gesellschaft sehr wohl zu unterscheiden, ob Jemand täuschen will oder nicht, und vergiebt selbst eine zu große Einfachheit eher als einen nur auf hohlen Schein berechneten Prunk. Man vermißt an Niemandem Brillanten, aber man bemerkt die imitirten und spöttelt darüber.

Wer nicht in der Lage ist, viel auf seine Toilette verwenden zu können, thut darum auch gut, nicht solche Muster und Farben zu wählen, die in der Regel, wie alles Auffallende, nur kurze Zeit in der Mode sind, denen man dann sozusagen den Jahrgang ansieht. Einfarbige Kleider von unbestimmten Farben, oder wenn sie zwei- und mehrfarbig sein sollen, von kleinen Mustern, kleinen Carrés, schmalen Streifen erhalten sich stets am längsten in der Mode, und selbst, wenn sie diese überleben, sieht man über sie hinweg und sie können stets ohne Anstoß im Haus und zu gewöhnlichen Ausgängen getragen werden. Die großgemusterten Kostüme aber, großblumige und großcarrirte, schottische und damascirte Stoffe, besonders in schreienden Farben, werden dann lächerlich und von allen Seiten mit Nasenrümpfen betrachtet. Alles etwa Auffallende, Kleider mit abgepaßten Kanten, Fransen, bestimmten Farben muß man gleich tragen, so lange sie neu sind, sich überhaupt entweder gleich anschaffen, sobald sie aufkommen, um sie nachher bei Seite legen zu können, sobald sie nicht mehr fashionable sind. Ganz dasselbe gilt von den Confectionen, allen Ueberwürfen für jede Jahreszeit. Ueberall dasselbe.

Gesetz: das Einfache macht zwar niemals Effect, erhält sich aber dafür um so länger, das Elegante hingegen, das Effect macht, ist nur eine kurze Zeit im Stande dies zu thun und läuft nachher Gefahr, gemein zu werden, sobald es allgemein geworden und dann, durch ein stillschweigendes Uebereinkommen der guten Gesellschaft, für nicht mehr salonsfähig erklärt worden ist.

Fügen wir dem noch einige Farbenbemerkungen bei.

Die Farbe der Jugend ist rosa, besonders geeignet zu kastanienbraunem und dunklem Haare, himmelblau und kornblumenblau ist die Farbe der Blondinen und Hellbraunen, gelb, orange, scharlach gehört den Brunetten, besonders denen, deren schwarzes Haar in's Blaue schimmert. Grün ist ebenfalls für die Blonden, doch dürfen es nur solche tragen, welche frische Farben besitzen, da es sehr leicht bleich, selbst grau und elend macht. Dasselbe gilt vom Weiß, nur ein überaus zarter, wohlgepflegter Teint verträgt es. Wir denken natürlich vorzugsweise an Hüte, Kopfputze und Alles, was zunächst mit dem Gesicht und der Haut in Berührung kommt. Lila und blaßgelb sind vorzugsweise die Farben zu dergleichen für ältere Damen — wir warnen aber Alle, nicht gar zu früh zu ihnen zu greifen; wer dies zu zeitig thut, geräth dann leicht in die Versuchung, gerade im höhern Alter wieder zu auffallenderen Farben zu flüchten, weil jene zum Ueberdruß geworden. Sich immer nur in Grau oder Braun zu kleiden, wird am Ende auch auffallend, und Damen, die sich nach einem herben

Todesfall darauf capriciren, die Trauer nie wieder abzulegen und stets nur schwarz erscheinen, verrathen damit schließlich eben so viel Koketterie, als sie Gleichgiltigkeit gegen Leben und Gesellschaft zur Schau tragen wollten.

Es giebt viele Werke über die Harmonie der Farben und deren allein statthafte und fleidsame wie ästhetische Zusammenstellung — allein in Dingen, wo die Mode in Frage kommt, wird auch damit nur tauben Ohren gepredigt. Wenn sie gerade will, daß blau und grün, oder zweierlei blau, oder himmelblau und lila, oder blau und rosa zusammen getragen werden soll und unsere Industriellen es zusammen verweben — so acceptirt es der gute Ton und die gute Gesellschaft und wir werden uns wohl hüten, dagegen zu opponiren. In allen solchen Dingen, wir wiederholen es, lassen wir der Mode ihr Recht und entlehnen ihr nur gerade das am liebsten, was uns am besten kleidet.

Dies auch in Bezug auf die Schnitte; die wahrhaft gebildete Dame wird auch diese nach ihrer Gestalt und nach der schönen Sittsamkeit moderiren. Wenn die jetzige Mode von jener die möglichste Schlankheit erfordert, so muß doch jede Dame selbst ermessen, wie weit es ihr möglich ist, dieser Forderung Rechnung zu tragen. Corpulente Damen verunstalten sich — und ihre Tracht wird noch unanständiger als bei den Schlanken — wenn sie ihre Formen durch den Versuch des Zusammenpressens, wie er jetzt üblich, zeigen. Durch ein über und unter den Hüften festgezogenes Gewand erscheinen sie nicht schlanker, sondern

nur auffallender, während ein loses die Stärke eher verbirgt. Längensstreifen des Rockes, sei es im Stoff oder im Ausputz, wie er jetzt angebracht werden kann, lassen ebenfalls dünner erscheinen, Quer-Streifen und -falten aber stärker und sind darum zu vermeiden. Auch mit der Sittsamkeit will es sich nicht recht vereinigen, die Robe so anzulegen, daß sie von oben bis unten die Contouren der ganzen Gestalt deutlich macht, oder Kleider ohne Aermel und mit sehr tiefem Ausschnitt zu tragen, selbst wenn noch ein durchsichtiger Ueberwurf dazukommt, der dann die Kofetterie der Toilette nur noch mehr erhöht. Dergleichen überlasse man doch ruhig den Damen vom Ballet und der Halbwelt — mit diesen in einer Schaustellung von Reizen zu wetteifern, welche unverdorbene Frauen zum Erröthen zwingt, ist durchaus nicht dem guten Geschmack entsprechend. Man hat in diesen Beziehungen sich sehr zu hüten, die Mode nicht zu einer Abstumpfung der Sitte zu gebrauchen, und besonders die Mütter sollten sorgen, daß dies nicht bei ihren Töchtern geschehe.

II.

Besondere Vorschriften der Bildung und des Anstandes im geselligen Leben und seinen verschiedenen Verhältnissen.

I.

Die Wahl des Umganges.

Von großer Wichtigkeit ist für jede Dame die Wahl ihres Umganges. Man kann darin nicht vorsichtig genug sein.

Junge Mädchen sind selten in der Lage, sich ihn ganz frei wählen zu können, die Schule, Pension, manche Privatstunden, die Verhältnisse des Elternhauses sind meist entscheidend. In großen Städten kommen auch sehr die Nähen und Fernen der Wohnungen in Betracht, wie sie denn überhaupt jenen Mädchenfreundschaften weniger günstig sind, wie sie mehr in kleinen Städten wurzeln und zuweilen sogar durch ein ganzes Leben festhalten.

Von unserem Umgang nehmen wir immer Vieles an und die Welt pflegt uns nach ihm zu beurtheilen. Es ist deshalb vor allen Dingen wünschenswerth, daß

derselbe mit uns den gleichen Bildungsgrad besitze und uns womöglich noch Gelegenheit gebe, an Feinheit der Formen, Annuth des Betragens und geistiger Entwicklung durch ihn zu gewinnen. Damit ist nicht gesagt, daß wir ganz exclusiv sein sollen, denn das, was wir von Andern fordern, daß sie uns zu sich erheben, müssen wir auch bereit sein, Andern zu gewährleisten, sonst brächten wir uns selbst um eine Pflichterfüllung der Humanität und verscherzten den Anspruch, daß man sie an uns erfülle.

Junge Mädchen mögen, so weit ihr eigener Wille in Frage kommt, sich die vertrautere Freundin nach der Sympathie ihres Herzens wählen, dabei aber wohl darauf achten, daß die Erwählte wirklich Neigung und Vertrauen verdient, d. h. daß sie von strenger Sittlichkeit, guten Gemüthes und frei von Leichtsinne und Oberflächlichkeit ist.

Es giebt keine Regeln ohne Ausnahme — aber es wird gut sein, wenn sich zum innigeren Verkehr nur solche Mädchen zusammenfinden, die in ähnlichen Verhältnissen leben. Denn ein Mädchen, das im Ueberfluß aufwächst, ein Kind des Reichthums ist, und ein solches, das sich durch die Nahrungsorgen der Eltern allerlei Entbehrungen auferlegt sieht, werden Manches von einander nicht begreifen und in vielen Kleinigkeiten einander vielleicht verwunden, ohne es zu wissen und zu wollen. Es gehört sowohl ein hoher Grad wahrer Charakterbildung als geselligen Tactes dazu, um sich niemals gegenseitig durch den herrschenden Unterschied der Verhältnisse zu verletzen. Dasselbe ist der Fall, wenn die Eine der höheren Aristokratie, die Andere

dem Bürgerstande angehört — auch da giebt es Klippen, über welche die Kindheit wohl sich hinüberspielt, an denen aber die gesellschaftsfähige Mädchenwelt so oft in peinliche Situation geräth.

Vor allen Dingen hat aber jedes junge Mädchen den Umgang mit solchen zu fliehen, die durch rohe Manieren, ungebildetes Betragen, Extravaganzen im Auftreten und der Kleidung sich bemerkbar machen, selbst wenn sie guten Familien angehören und noch gar nicht zu den frivolen zu zählen sind, von denen sich selbstverständlich jedes sittsame Mädchen fernhalten wird. Aber ein solches muß auch schon den Schein vermeiden. Es giebt junge Damen, denen durchaus nichts Ehrenrühriges nachzusagen ist, die aber durch die Ungenirtheit ihrer Manieren, die Keckheit ihrer Blicke, durch das Energische ihres Ganges, den lauten Schall ihrer Stimme und ihres Lachens, vielleicht noch durch extravagante Toilette sich auf der Promenade wie in Gesellschaft bemerkbar machen, und da ist es nicht vortheilhaft für eine andere junge Dame sich an der Seite einer solchen, zumal öfter, sehen zu lassen.

Noch größere Vorsicht und Zurückhaltung ist natürlich der Männerwelt gegenüber geboten.

Es würde sehr gegen den guten Ton wie gegen die Fortschritte der Zeit verstößen, wenn junge Damen sich klösterlich abschließen wollten von männlicher Gesellschaft oder in Verlegenheit gerathen in der Unterhaltung mit Herren. Im Gegentheil, so wie junge Männer nur gewinnen können, wenn sie in gebildeten Familien Zutritt haben und im geselligen Verkehr mit Damen der Unbeholfenheit sich ent schlagen und die

roheren Manieren ablegen, die immer da sich einschleichen, wo Männer nur aufeinander angewiesen sind, so ist es auch für die Mädchenwelt vortheilhaft, sich durch männliche Unterhaltung mannigfach anregen und unwillkürlich weiter bilden und über manche weibliche Einseitigkeit hinwegführen zu lassen. Aber natürlich hat jedes Mädchen sich wohl zu hüten, daß in diesem harmlosen Zusammentreffen niemals die Grenze feiner Unterhaltung und edler Sitte überschritten werde, und noch mehr haben die älteren Familienglieder darüber zu wachen, daß sich das Heiligthum des Hauses keinem Manne öffne, der sich nicht des besten Rufes, der allgemeinen Achtung erfreut, oder der durch frivole Anschauungen und Sitten die jungen Seelen vergiften und den Frieden des Hauses bedrohen könne.

Ein sittsames Betragen geziemt jedem Mädchen, in welchem Kreise es sich auch bewege — aber durch Unbeholfenheit und Verlegenheit wird dasselbe nicht erhöht, sondern beeinträchtigt. Eine gebildete Dame, sie mag zu den jüngsten oder den älteren gehören, muß in sich selbst den nöthigen Halt besitzen, welcher Andere in Schranken hält; nicht gegen Diejenigen, die sich mit Leichtigkeit und Unbefangenheit zu unterhalten wissen, sondern gegen die Verlegenen, die Unbeholfenen pflegen am ehesten Unverschämtheiten begangen zu werden — gerade so wie gegen Diejenigen, die zu dergleichen durch Koketterie, Entgegenkommen und Vertraulichkeit herausfordern.

Eben so difficil wie die jungen Mädchen, müssen auch die verheirateten Frauen in der Wahl ihres Umgangs sein. Derselbe wird sich hauptsächlich mit

nach den Verhältnissen und der Stellung des Gatten richten. Hier, wo noch viel mehr gesellige Pflichten sich anschließen, ist es noch nöthiger, auf eine gewisse Gleichheit der Verhältnisse zu sehen. Es ist nicht allein peinlich für ein Paar mit eigenem Hausstand, sich immer von reichen oder hochgestellten Bekannten einladen zu lassen, ohne vielleicht im Stande zu sein, dies zu erwidern, es ist noch peinlicher, dies zu versuchen und dann in einem unpassenden und unmöglichen Wettheifer, es Jenen nachzuthun, zu erliegen und sich selbst zu ruiniren. Dergleichen erspart man sich, wenn man nur mit solchen Personen umgeht, die in ähnlichen Verhältnissen leben, wie man selbst.

Auch hiervon abgesehen, glaubt manche Frau es nur der Stellung ihres Mannes schuldig zu sein, sich über ihr Einkommen hinaus einzurichten und zu kleiden, während doch umgekehrt der gesellige Takt und die wahre Bildung einer Häuslichkeit höheren Werth verleihen, als ein Luxus, der zu der ganzen Lebensstellung in keinem Verhältniß steht. Es ist unter Umständen sogar für Höherstehende und Vorgesetzte beleidigender und darum taktloser, ihnen Alles nachahmen und gleichthun zu wollen, als wie mit lebenswürdiger Unbefangenheit einzugestehen, daß man darauf verzichte. Man kann dies thun, ohne dadurch im Mindesten der eigenen Würde und dem guten Ton etwas zu vergeben.

Das Capitel der Hausfreunde ist ein viel besprochenes — es hat wohl jede Frau darauf zu achten, daß sie in ihrem Umgang zu keiner Mißdeutung Anlaß gebe, aber es zeigt von wenig Bildung und von wenig

gegenseitigem Vertrauen in der Ehe, wenn eine Dame, sobald ihr Mann abwesend ist, durch den Besuch eines Freundes oder Bekannten desselben sich in Verlegenheit setzen ließe und denselben etwa abweisen lassen wollte. Jede Dame, die sich etwa scheuen wollte, einen Herrn bei sich zu empfangen, würde sich dadurch nur lächerlich machen und zeigen, daß sie weder Lebensart noch speciell weiblichen Takt besitzt. Vielleicht hat sie Ursache, gerade noch behutsamer in der Wahl ihrer Freundinnen als ihrer Freunde zu sein, denn wie wir vorhin schon von den jungen Mädchen sagten: auch eine Dame, welche, ohne selbst etwas Urges dabei zu denken oder zu thun, auffallende Manieren an sich hat und über manche, wohlbegründete Formen der guten Gesellschaft sich aus Nachlässigkeit, Unkenntniß oder Laune hinwegsetzt, kann auch der verheirateten Frau gefährlich werden, indem man sie Beide dann in eine Linie stellt, wie überhaupt gerade die verheiratete Frau doppelt Ursache hat, ihren Ruf und ihr Ansehen makellos zu erhalten — um ihrer selbst wie um ihres Mannes willen.

Darum kann die ältere Unverheiratete, kann die Witwe um so sicherer auftreten — denn sie gerade macht sich lächerlich oder verdächtig, wenn sie in jedem Umgang, mit Damen oder Herren, die Bedenkliche spielt, oder sich erst nach einem Beschützer oder einer Beschützerin umsieht. Umgekehrt wird sie selbst oft in die Lage kommen, jüngeren Damen zur Ehrendame zu dienen.

Wir werden auf alle diese Punkte noch weiter in den Abschnitten über „Gesellige Pflichten“ und „Die Gesellschaft“ überhaupt zu sprechen kommen.

2.

Gesellige Pflichten.

Der Kreis, innerhalb dessen wir leben, er möge klein, beschränkt und bescheiden, groß, ausgebreitet, bevorzugt und ausgezeichnet sein, legt uns gewisse gesellige Pflichten auf, die wir nicht vernachlässigen dürfen, wenn wir uns nicht eines Mangels an Lebensart, eines Verstosses gegen die Gesetze der guten Gesellschaft schuldig machen wollen.

Haben wir einmal einen Kreis von Bekannten, den wir uns erhalten wollen, so dürfen wir uns auch keiner Vernachlässigung derselben schuldig machen, mindestens nie die Pflichten der Höflichkeit gegen sie außer Acht setzen.

Wir müssen ihnen also bei allen vorkommenden Gelegenheiten zeigen, daß wir den Umgang mit ihnen zu schätzen wissen und daß wir an allen Ereignissen, welche sie selbst und ihre Familie betreffen, den innigsten Antheil nehmen.

Beginnen wir wieder mit den jungen Damen, in deren Sphäre untereinander natürlich noch ein geringeres Ceremoniell herrscht, als bei den älteren, von denen aber auch wieder jede Unterlassung von Artigkeiten und Rücksichten gegen ältere Personen weit weniger Entschuldigung finden kann, wie bei jenen.

So, um gleich das erste zu erwähnen, darf eine junge Dame nie vor einer älteren durch eine Thür treten, oder neben ihr auf der Straße obenan, d. h.

an ihrer rechten Seite gehen; selbst wenn dies der Zufall einen Moment so mit sich bringen sollte, muß sie eilen, durch eine geschickte Bewegung hinter der Begleiterin wieder an deren linke Seite zu kommen. Eben so darf sie sich nie in einem Wagen obenan, oder wenn zwei ältere Damen mitfahren, anders als auf den Rücksitz setzen. Mit ihres Gleichen wird stets die Artigkeit erfordern, daß zuerst jede der andern den Vorrang anbietet, dann aber auch immer den richtigen Takt besitzt, keine zu langen Umstände zu machen, ihn anzunehmen, wenn die andere zu lange zögert, denn sonst würde die Sache nie erledigt und gäbe eine peinliche oder lächerliche Scene. Die Besitzerin eines Coupé's wird sich in ihm stets untenan setzen und dann erschiene es wieder anmaßend, ihr diesen Platz streitig zu machen. Auf der Straße muß natürlich jede junge Dame die ältere ihrer Bekanntschaft zuerst grüßen, darf sie aber nicht anreden, sondern nur stehen bleiben, wenn ihr jene dazu einen Wink giebt.

Die erste gesellige Pflicht ist die, daß man einander weder mit Besuchen vernachlässige, noch überlaufe. Auch junge Freundinnen dürfen das letztere nicht übertreiben, denn einmal wissen sie nicht, ob sie bei den übrigen Gliedern der Familie, der ihre Freundin angehört, sich dadurch nicht lästig machen, und dann ist es auch niemals passend, wenn eine Dame die andere so zu sagen ganz in Beschlag nimmt und sie dadurch vielleicht von andern Umgang abhält oder sich selbst überall mit eindringt.

Außerdem aber erfordern besondere Ereignisse und Fälle bei Jung und Alt einen kurzen Besuch,

eine sogenannte Visite zu machen, in den Morgenstunden — die Stunde selbst richtet sich immer nach der Zeit, in welcher das Diner eingenommen zu werden pflegt, die wir natürlich nicht genau angeben können, da sie in vielen Orten sehr verschieden ist und wir unsere Schrift nicht nur auf Wien oder Leipzig beschränkt sehen mögen. Die Zeit von zwei Stunden vor dem Diner an bis zu diesem gilt als die eigentliche Visitenzeit.

Man hat dergleichen abzustatten, wenn man auf längere Zeit verreisen will, um dies anzuzeigen und sich zu verabschieden. Es wäre unartig, dies nicht zu thun; denn erstens müssen wir das Bedürfniß zu erkennen geben, unsere näheren Bekannten vorher noch einmal zu sehen, und sind wir auch verpflichtet, ihnen unsere Abwesenheit anzuzeigen, damit sie sich nicht umsonst bemühen, zu uns zu kommen oder zu schicken. Kommt uns die Reise selbst übereilend, so müssen wir uns durch ein Billet schriftlich verabschieden und unser Nichtkommen entschuldigen. Bei der Rückkehr haben wir ebenfalls die Pflicht, uns durch einen kurzen Besuch wieder eingetroffen zu melden — dies schriftlich zu thun, wäre ein großer Verstoß, denn es gewänne den Anschein, als erwarteten wir, daß man uns zuerst besuche oder einlade.

Haben wir eine Einladung empfangen, so haben wir ebenfalls die Verpflichtung, einige Tage nachher, gleichviel ob wir dieselbe annehmen oder dazu verhindert waren, in der betreffenden Familie einen Besuch zu machen. Eben so nothwendig sind Gegenbesuche, wenn uns z. B. eine neu in unsern Wohn-

ort gekommene Dame, ein junges Ehepaar, ein Brautpaar u. s. w. besucht hat. Auch Krankenbesuche erfordert die Freundschaft so gut wie der gute Ton. In der Art, wie wir dieselben abstatten, haben wir uns nach den Graden der ferneren und näheren Bekanntschaft, wie nach den Stadien der Krankheit selbst zu richten.

Bei intimen Freundinnen versteht es sich, daß wir so oft gehen, als unser Herz uns treibt und die Leidende, wie ihre Familie selbst, dies gern zu sehen scheint. Sind wir auf dem intimen Fuß, das Krankenzimmer selbst betreten zu dürfen, so erhöhen wir wohl auch unsere Aufmerksamkeit durch Mitbringen eines Straußes, seltener Früchte oder sonstiger Kleinigkeiten, die in Krankenzimmern willkommen sind. Keineswegs dürfen wir aber länger verweilen, als der Arzt erlaubt und der Kranken wohlthätig ist. Betrifft die Krankheit eine andere Person in der Familie als unsere Freundin, so dürfen wir diese nicht durch zu oftbesuchtes Kommen und Fragen etwa von der Krankenpflege abhalten, oder durch zu vieles Fragen und Bedauern erst selbst ängstlich machen; wir müssen ihr gegenüber wie überhaupt gegen jeden Kranken die Sache leichter nehmen, selbst wenn sie uns bedenklich ist, um sie nicht zu entnuthigen, anderseits aber wieder nicht zu leicht, denn dies verstimmt jeden Kranken, wenn er vernuthet, daß man nicht an seine Leiden glaube, nicht genug um ihn besorgt sei, und es verstimmt auch seine Angehörigen, weil sie dann vernuthen, daß man ihre Sorgen nicht genug theile, ihre Aufopferungen bei der Pflege nicht hinlänglich würdige.

Stehen wir mit dem betreffenden Patienten oder der Familie desselben auf etwas fernerm Fuß, so ist es ziemlicher, sich nur durch einen Domestiken erkundigen und dabei seine Karte abgeben zu lassen, als wie persönlich nachzufragen.

Der weibliche Tact wird auch bei Krankenbesuchen auf den rechten Gesprächston bedacht sein. Derselbe muß schon äußerlich leise und zart gehalten, dabei alles laute Lachen, wie alles weinerliche Wehklagen, sogenanntes Lamentiren, wie forcirtes Scherzen vermieden werden, denn beides wirkt aufregend und verletzend für den Kranken, wie für seine Umgebung. Dann kann man wohl erzählen von dem, was man erlebt oder erfahren, um den Kranken zu unterhalten und von seinem Leiden oder dem Nachdenken über dasselbe abzuziehen, aber man muß sich hüten, von Genüssen zu sprechen, deren Entbehrung die Kranken schon ohnehin schmerzlich empfinden. Einer jungen franken Dame, die gern auf einen bestimmten Ball gegangen wäre, den sie nun nicht mitmachen konnte, darf man denselben nicht in leuchtenden Farben schildern, einer franken Naturfreundin nicht von den Herrlichkeiten einer Landpartie, einer franken Kunstliebhaberin nicht von denen eines Concertes, einer Theatervorstellung u. s. w. vorplaudern — kurz, aller solchen Dinge nur mit Vorsicht und Feinsühligkeit gedenken; wenn es überhaupt nicht möglich ist, sie zu umgehen, so muß man in der Patientin die Vorstellung erwecken, daß sie eben durch ihre Abwesenheit nicht viel verloren habe. — Wird die Kranke wieder gesund, so liegt dann ihr die Pflicht ob, Denen Gegenbesuche zu

machen, die ihr während ihrer Krankheit Theilnahme bewiesen.

Ist der Ausgang ein tödtlicher, so fällt uns dagegen bei der betreffenden Familie die Pflicht einer Condolenzvisite zu. Stehen wir dem Trauerhause nahe, so werden wir gleich nach der erhaltenen Todeskunde dahin eilen, unsere Theilnahme zu versichern. Stehen wir ihm ferner, so gehen wir erst, wenn das Begräbniß vorüber ist. Die Visite aber wochenlang aufzuschieben, ist sehr unpassend, weil man dann durch einen solchen Besuch nur immer neue Aufregungen hervorrufft.

Natürlich muß man sich zu einer Condolenzvisite in Schwarz kleiden, wo möglich in schwarze Wolle. Die Anzeige eines Todesfalles geschieht gewöhnlich durch schwarz unvränderte, gedruckte oder lithographirte Briefe, die man den Bekannten zusenden läßt, und durch eine Anzeige in den Zeitungen oder auch nur durch diese. Auf die darauf erhaltenen Aufmerksamkeiten und Zeichen der Theilnahme durch Gegenbriefe, durch Sendungen zum Schmuck des Sarges, Anwohnen der Todtenfeierlichkeiten, Messen, des Begräbnißes hat man wieder durch schwarz unvränderte gedruckte Briefe oder durch eine Zeitungsannonce zu danken. Die erstere Form ist selbstverständlich die feinere, aber auch kostspieligere.

Die Sitten, die sich an Todten- und Begräbnißfeierlichkeiten knüpfen, sind ebenfalls in den verschiedenen Städten so verschiedene — auch die Confession kommt selbstverständlich mit in Frage, so daß wir nur empfehlen können, sich im betreffenden Fall in der eigenen

Stadt in maßgebenden Kreisen selbst danach zu erkundigen und davon sich bestimmen zu lassen — denn während man in der einen Stadt es als gesellige Pflicht erkennt, daß auch Damen den Todten-Ceremonien im Trauerhause, in der Kirche oder auf dem Friedhof beiwohnen, sieht man in andern Städten eben darin wieder einen Mangel an weiblichem Zartgefühl und tieferer Empfindung, so daß sich hierüber gar nicht anders entscheiden läßt, als sich nach den in den tonangebenden Kreisen seines Wohnortes herrschenden Gebräuchen zu richten. Daß man geliebten Todten Palmen und Blumen, sei's in der Form von Kronen, Kränzen, Kreuzen u. s. w. zum Schmuck des Sarges am Tage vor dem Begräbniß zusendet, und diesen seine Karte oder ein Billet mit einigen theilnehmenden Worten beifügt, ist wohl überall üblich und geboten.

Bei einer Condolenzvisite darf man selbstverständlich nie die Veranlassung vergessen, um derentwillen man kommt. Stand uns der oder die Verstorbene selbst nahe, so wird sich die Betrübniß, die wir empfinden, ganz von allein auf unserem Gesicht, unserer ganzen Haltung, dem Ton unserer Stimme ausprägen — da bedarf es weiter keiner Vorschriften, als etwa der, daß wir uns selbst bezwingen müssen, um den im Trauerhause herrschenden Jammer nicht noch mehr zu erhöhen. Es ziemt uns dann Fassung zu zeigen und durch unsere Theilnahme die Trauernden nicht peinlich aufzuregen, sondern ihnen wohlzuthun, ihren Schmerz zu sänftigen durch unser Sympathie und den Hinweis auf eine höhere Macht. Aber wir sind auch da

zu Condolenzbesuchen veranlaßt, wo wir vielleicht die Verstorbene selbst gar nicht kannten, oder sie uns gleichgiltig war oder wir im Stillen den Todesfall selbst als gar kein Unglück betrachten und uns vielleicht obenein sagen können, daß auch die Hinterbliebenen nicht gar zu untröstlich sein werden — aber auch in diesem Falle fordern Bildung und Schicklichkeit, daß wir, wenn auch ohne Betrübniß zu heucheln, doch in ernstester Würde erscheinen, jede lächelnde Miene, noch mehr jeden Scherz vermeiden und kein anderes Gesprächsthema vorbringen, als was sich auf das Trauerereigniß bezieht. Denn die Todten sind heilig und nur in würdiger Weise geziemt es sich, ihrer zu gedenken.

Zu jedem Besuch, den man zu machen gedenkt, nimmt man eine Visitenkarte mit, worauf unser Name lithographirt oder gedruckt ist. Es war in den letzten Jahren Sitte, dieser das Vorwort: Frau oder Fräulein beizufügen; neuerer Zeit läßt man dies aber wieder weg und stützt sich dabei darauf, daß der Herr ja auch nicht seinem Namen ein „Herr“ vordruckt, die verheiratete Frau dies aber dadurch andeutet, daß sie als „geborene“ oder mit = ihren Familiennamen beifügt. Veraltet ist es, statt den eigenen Vornamen auch noch den des Mannes beizufügen. Unten mit kleiner Schrift kann auch unsere Adresse angegeben sein. Man übergiebt die Karte der meldenden Person, welche die Vorsaalthür öffnet; ist die Herrschaft, der unser Besuch gilt, nicht zu Hause, so biegt man eine Ecke der Karte oder ein Ende derselben um, zum Zeichen, daß die Trägerin des

darauf genannten Namens selbst dagewesen. Die Beschaffenheiten der Karten ist auch der Mode unterworfen und man thut gut, den Lithographen, bei dem man sie fertigen läßt, nach der neuesten zu befragen. Hat man bei einem Besuch aus Versehen, oder bei intimern Bekannten keine Karte bei sich, so nennt man im Entrée seinen Namen und darf nicht anklopfen, noch eher eintreten, bis man die Aufforderung dazu erhalten.

Gratulationsbesuche pflegt man zu Geburtstagen von Verwandten und Freundinnen abzustatten, auch wohl zu Neujahr und außerdem als Gegenbesuche nach erhaltenen Visiten von Braut- und Ehepaaren, oder sonstigen freudigen Ereignissen. Umgekehrt zu den Condolenzvisiten würde es ein Verstoß sein, wollte man hierbei schwarz gekleidet erscheinen, außer etwa in schwarzer Seide. Nach dem näheren oder ferneren Grade der Verwandtschaft oder Freundschaft, ob wir einer Freundin unseres Alters, oder einer älteren und höherstehenden Person gratuliren, richtet sich natürlich das größere oder geringere Ceremoniell dieser Besuche, und das Verhältniß, worin man zu einander steht, entscheidet, ob man im ersten Falle ein Geschenk beifügt, mitbringt oder vorher hinsendet. Junge Damen dürfen älteren kein anderes Geschenk als ein mit einer eigenen Arbeit verbundenes überreichen, oder höchstens Blumenstöcke und Bouquets. Die Geschenke von älteren an jüngere oder gleichalterige Damen sind keiner solchen Beschränkung unterworfen. Der gute Ton gebietet aber im letzteren Falle eine gewisse Gleichartigkeit: es darf keines das andere

im Geben überbieten wollen, noch gegen das Empfangene zurückbleiben.

Eine andere gesellige Pflicht betrifft die gegenseitigen Einladungen. Zu diesen kommen wir im folgenden Abschnitt.

Hier nur noch ein Wort über zwei der hauptsächlichsten geselligen Pflichten: die Pünktlichkeit und was damit zusammenhängt: das Worthalten.

Hat man verabredet, sich mit Jemand zu einer bestimmten Stunde zu treffen, sei es am dritten Ort, oder um Jemand vom Hause abzuholen, so muß man sich auch so einzurichten wissen, daß man wirklich zur bestimmten Stunde da ist. Im Falle des Abholens haben auch Diejenigen, die abgeholt werden, die Pflicht, mit gleicher Pünktlichkeit fertig zu sein und nicht etwa jene noch auf sich warten zu lassen. Man muß dann jedenfalls mit seiner Toilette zu Ende sein und Hut, Handschuhe und was man sonst noch braucht, bereit gelegt haben. Auch wenn ein Besuch kommt, müssen wir uns beeilen, ihn nicht lange auf unser Erscheinen, weder im Salon, noch weniger im Entrée warten zu lassen. Haben wir uns zu einer Zusammenkunft, einer Partie u. s. w. verabredet, die Einladung zu einer Gesellschaft einmal angenommen oder dergleichen, so müssen wir auch Wort halten; verhindert uns etwas Unerwartetes, Unabweisliches, etwa ein auswärtiger Besuch, Krankheit oder dergleichen, müssen wir womöglich rechtzeitig absagen lassen, im äußersten Fall, wenn selbst Absagen nicht mehr möglich, uns nachträglich schriftlich oder persönlich entschuldigen. Keinesfalls aber dürfen

wir ein einmal angenommenes Engagement aufgeben, weil uns später ein angenehmeres geboten wird. An solchem Verstoß gegen die gute Sitte ist schon manches freundschaftliche Verhältniß ganz gescheitert.

5.

Gesellschaft.

Gesellschaften pflegen immer im doppelten Sinne arrangirt zu werden, einmal aus wirklicher Freude an Gesellschaft und Geselligkeit überhaupt und dann aus geselliger Pflicht: man giebt Gegengesellschaften, wie man Gegenbesuche macht.

Die letzteren sind meist in solchen Familien gebräuchlich, welche sich nicht in der Lage befinden, „ein Haus zu machen“, d. h. öfter Gäste bei sich zu sehen, einen jour fix zu haben, Dinners, Soupers und Bälle zu geben, die aber doch gern gesellig leben und an sie ergehende Einladungen annehmen wollen. Es sind dies eine Art Nothgesellschaften, die unter dem etwas vulgären Namen „Abfütterungen“ ziemlich in Verruf gekommen — und man wird gut thun, dergleichen lieber nicht zu veranstalten — denn sie gehören wirklich nicht zum guten Ton. Damen, Familien, die über keine großen und eleganten Räumlichkeiten zu verfügen haben, noch sonst in der Lage sind, in Bezug auf die zu bietenden Genüsse mit den Bekannten, zu denen sie selbst eingeladen werden, gleichen Schritt zu halten, mögen

sich hüten, große Gesellschaften zu veranstalten, welche die Festlichkeiten der Reichen nachahmen und doch aller Augenblicke einmal verrathen, wie man auf das, was man unternommen, eigentlich gar nicht eingerichtet sei. Wer dies, wie gesagt, nicht ist, sehe seine Bekannten lieber nur in kleinen Circeln bei sich, wo Alles einfacher zugehen kann und dieser und jener Mangel an elegantem Geschirr u. s. w. ja weniger fühlbar ist.

Ueberhaupt erfordert gerade die Wahl der Gäste den höchsten Tact. Ein altes griechisches Sprichwort sagt, daß man sich in kleinem Kreis nur dann gut unterhalte, wenn die Zahl der Geladenen die Zahl der Grazien, aber nicht die der Mäusen übersteige. Also von 5—9. Dann muß man aber auch besonders darauf sehen, daß eine so kleine Gesellschaft keine heterogenen Elemente in sich berge, noch weniger ein paar Personen, die mit einander gespannt sind oder sich gar feindlich gegenüber stehen. Wenn ein paar davon sich nicht kennen, thut es nichts, sobald man nur weiß, daß der Grad der Bildung und Lebensstellung so ziemlich der gleiche. Man hat dann nur als Wirthin die erste Pflicht die Gäste einander vorzustellen, indem man ihre beiderseitigen Namen nennt, wobei die Genannten sich gegenseitig verneigen. Sind die Betreffenden von verschiedenem Rang oder Geschlecht und man stellt sie der ganzen Gesellschaft vor, so nennt man den Namen der vornehmeren oder älteren und der Dame zuerst, stellt man sie aber einander gegenseitig vor, so nennt man die Namen der untergeordneten Person und des Herrn zuerst. Der gesellige

Takt erfordert dann, daß die Beiden einander so speciell Vorgestellten einige Worte wechseln.

Bei großen Gesellschaften von dreißig und mehr Personen unterbleibt natürlich die Sitte der Vorstellung, dieselbe erfolgt oft auch in der Weise, daß der Diener, welcher von außen die Thür öffnet, die Namen der Eintretenden in den Salon ruft. Im Uebrigen aber braucht man es mit jenen speciellen Rücksichten nicht gar zu genau zu nehmen, denn sobald man sich durch mehrere Zimmer bewegt, an mehreren Tischen sitzt, verschiedenen Tafeln speist u. s. w., können Personen, die nicht zusammen verkehren wollen, einander bequemt ausweichen, nur darf man nicht den Verstoß begehen, sie selbst zusammen zu dirigiren, und da man in großen Gesellschaften nicht die Abneigungen und Verhältnisse aller seiner Gäste kennt, so muß man wenigstens die berücksichtigen, welche man kennt, und noch lieber den Neigungen derselben Rechnung tragen.

Besteht die Gesellschaft aus beiden Geschlechtern, so ist es am angenehmsten, wenn von beiden so ziemlich die gleiche Zahl vorhanden. Zu Bällen ladet man vorsorglicher Weise gern mehr Herren als Damen, weil viele der ersteren saumselige Tänzer sind und jede Tänzerin, die gezwungen ist, Tänze zu pausiren, dies als eine Zurücksetzung betrachtet und sich emuyirt.

Die vorhergehenden Einladungen zu jeder Gesellschaft erfolgen am besten durch Karten des Gastgebers, worauf Zeit und Zweck der Gesellschaft und die Stunde des Erscheinens genau angegeben, z. B. *matinée*, *diner*, *après-midi*, Kaffee, Thee — *thé-dansant* — *souper*. Je nach der Größe und Großartigkeit der

Gesellschaft sendet man die Einladungen einige Tage vorher durch die Dienerschaft und läßt um Antwort bitten, oder auch durch die Post, aber ja nicht etwa auf einer Postkarte, sondern die gedruckte oder geschriebene Karte, neuerdings im großen Format, im geschlossenen Couvert und unten links ausgeschrieben (wenigstens bei Dinners und Soupers): Um Antwort wird gebeten. Nur die Anfangsbuchstaben: „U. U. w. g.“ zu setzen, ist altmodisch. Zu lange vorher ist so gut wider den guten Ton, als dies auch zu kurz ist: ersteres erscheint anmaßend, daß man die Eingeladenen um jeden Preis für sich in Anspruch nehmen will, letzteres erscheint wieder unartig und rücksichtslos, daß man sie so spät benachrichtigt, wo sie schon längst anders versagt sein können. Am längsten vorher muß man selbstverständlich zu wichtigen und großen Familienfesten einladen, wo neue Toiletten erforderlich sind: Polterabend, Hochzeit, Kindtaufe, Ehe- und andere Jubiläen; zu kleinen Thees und Kaffees genügt eine Einladung am Tag vorher, je größer dieselben, je mehr Tage vorher hat sie dann zu erfolgen. Zu einem Ball ist acht bis zehn Tage vorher die passendste Zeit. Hat man die Stunde zu einem Kaffee etwa um 4 oder 5 Uhr, zu einem Thee 7 oder 8 Uhr angegeben, so mögen die Gäste von dieser Zeit an bis zur folgenden Stunde erscheinen. Es ist unangenehm die Erste zu sein, aber es ist auch lächerlich, etwas darin zu suchen, immer als die Letzte zu kommen. Handelt es sich um ein Mittags- oder Abendessen und enthält die Karte die Bemerkung: „um 5 Uhr — um 9 Uhr (oder je eine zu den

Localverhältnissen und Sitten der betreffenden Stadt passende Stunde) wird servirt“, so hat man sich von einer halben Stunde vor dieser Zeit an einzufinden und die bis zu jener angegebenen Stunde nicht Erschienenen machen sich eines großen Verstoßes gegen die Schicklichkeit schuldig. In Rücksicht auf die pünktlich angekommenen Gäste hat dann die Wirthin die Pflicht, zu der angegebenen Stunde wirklich zur Tafel zu laden und das Zeichen zum Serviren zu geben. Man läßt nur die Plätze für die Ausgebliebenen frei.

Wirth und Wirthin, wie die Töchter und Söhne des Hauses haben auch ihrerseits die Verpflichtung, für Pünktlichkeit beim Empfang ihrer Gäste zu sorgen. Nichts ist peinlicher für dieselben, als wenn sie bemerken, daß noch nicht Alles in Ordnung ist, wenn sie erscheinen; daß Gas, Lichter und Lampen vielleicht erst in diesem Augenblick angezündet werden, daß eine der Damen vom Hause noch nicht ganz mit ihrer Toilette zu Stande, daß man nach der Dienerschaft eilig ruft und diese selbst noch ängstlich hin und wieder läuft u. s. w. Von aller Arbeit und Mühsal häuslicher Vorbereitungen dürfen die Gäste durchaus nichts bemerken. Zum Ablegen ihrer Sachen muß ein besonderes Zimmer, wenn die Gesellschaft aus Herren und Damen besteht, eines für jene und eines für diese hergerichtet sein, im Winter geheizt und mit allen kleinen Toilettenbedürfnissen versehen: Spiegel, Kämmе, Haar- und Stecknadeln u. s. w. Es versteht sich, daß man zu einem eleganten Gesellschafts- oder Ballanzug auch passende Ueberwürfe haben muß, die man hier ablegt: Theatermäntel, Capuchons, Tücher,

Pelzfachen, Schleier und, wenn man nicht gefahren, Ueberschuhe, im schmutzigen Wetter von Gummi, wenn es Frost giebt von Filz oder Pelz.

Beim Eintritt in die Gesellschaft begrüßen wir zuerst die Dame vom Hause, die ihrerseits die Pflicht hat, uns im Empfangsalon mit einigen freundlichen Worten zu empfangen und zu den Anwesenden zu führen, wo sie uns einen Platz anweist und uns mindestens den Nachbarinnen vorstellt. Es ist dann eben so gesellige Pflicht, daß wir mit diesen ein Gespräch anknüpfen, denn jede Gesellschaftsgruppe von schweigenden Personen macht einen peinlichen Eindruck, den wir nicht auch durch unsere eigene Schweigsamkeit vermehren dürfen.

Bei Dinners und Soupers haben auf ein gegebenes Zeichen die anwesenden Herren die Damen zur Tafel zu führen, und es darf keine Dame den ihr angebotenen Arm ablehnen. Die Hausfrau giebt dieses Zeichen, indem sie den vornehmsten der Herren oder den Ehrengast auffordert, ihr den Arm zu reichen und ihrem Beispiel folgen die Andern. Sie sitzt in der Mitte der Tafel, neben ihr zu beiden Seiten die hervorragendsten Herren — und so wechselt man gern mit den Geschlechtern ab. Der Hausherr führt die vornehmste Dame zu Tische und setzt sich mit ihr in die andere Mitte der Tafel, seiner Gemahlin gegenüber. Am besten ordnet man die Plätze vorher durch Karten, von denen man jetzt in Buntdruck die reizendste Auswahl besitzt, mit einer weißen Stelle, auf welche der Name geschrieben wird. Diese Karten legte man sonst auf das Weinglas jedes Couverts, jetzt hat man

dazu ein eigenes kleines Instrument von Silber, welches sie trägt. Ein sehr großer Verstoß gegen die gute Lebensart ist es, wenn sich ein Gast entweder bemerkbar einen andern Platz wählt, oder heimlich die Karten vertauscht. Allerdings gehört auch von Seiten der Gastgeber die größte Ansicht dazu, die Plätze so zu ordnen, daß die passenden Personen zusammenkommen, oder, da man das nie so ganz genau wissen kann, wenigstens niemals unpassende. — Die Hausfrau hat auch allein das Recht, die Tafel aufzuheben. Man verneigt sich dann gegen Diejenigen, neben welchen man saß, und auch gegen die Hausfrau, wenn das Gedränge um dieselbe nicht zu groß ist. Dabei aber „Geseignete Mahlzeit“ zu wünschen, ist unfein und höchstens noch im kleineren Familienkreise gestattet. Auch ist es nicht schicklich, die Güte oder Menge der Speisen zu loben und der Wirthin darüber Schmeicheleien zu sagen.

Eben so wichtig wie der Eintritt in eine Gesellschaft ist auch das Verlassen derselben. Ist man genöthigt, früher wie Andere zu gehen, oder will man keinen Aufstand machen, so gestattet in großen Gesellschaften allerdings der heutige Gebrauch, in aller Stille zu verschwinden, wenn die Tafel aufgehoben ist oder gar keine stattgefunden, denn eine solche vorher zu verlassen, wäre sehr taktlos. Im Allgemeinen aber hat man sich mit einigen verbindlichen Worten und einer Verneigung, bei intimer Bekanntschaft mit einem Händedruck, natürlich in Handschuhen, die, wenn auch beim Essen abgelegt worden, doch nachher wieder angezogen werden müssen, zu empfehlen, wobei man

auch gegen die übrige Gesellschaft eine Verbeugung macht und speciell sich von den älteren hochstehenden Damen unserer Bekanntschaft empfiehlt. Es ist weder schicklich, zu zeitig aufzubrechen, da dies ausfieht als langweilte man sich, wie die Letzten zu sein, weil dies wieder unersättlich und aufdringlich erscheint.

4.

Das Gespräch.

Die Sprache ist das besondere Vorrecht der Menschen vor den übrigen Geschöpfen der Erde — durch das Gespräch theilt ein Mensch dem andern seine Empfindungen und Ansichten mit, lernt ihn kennen, tritt ihm näher. Wie die Sprache unsere erste Vermittlerin, so ist auch das Gespräch das Element der Geselligkeit.

Auch das Gespräch ist eine Kunst, die geübt sein will. Es erfordert Talent und vor allen Dingen Tact.

Durch nichts können wir uns so beliebt machen als durch eine anmuthige Art zu unterhalten. Durch nichts so widerwärtig, unbequem, ja verhaßt, als wenn wir verletzende oder nur unpassende Gespräche führen.

Wir haben hauptsächlich zu beobachten, mit wem und wo wir uns unterhalten, um danach unsere Worte in speciellen Fällen einzurichten.

Die Frauen kommen eben so oft in den Ruf der Schwatzhaftigkeit und Klatschsucht, als daß man ihnen andererseits wieder nachsagt, daß sie überhaupt nicht und

nichts zu reden wüßten; es ist daher für eine junge Dame doppelt wichtig, daß sie durch ihr eigenes Beispiel solchen Vorurtheilen begegnen lerne.

Selbst unter Freundinnen wird die Schwätzerin lästig. Auch eine nur zu Zweien stattfindende Conversation muß so geführt werden, daß eine Jede Gelegenheit hat, ihre eigenen Erlebnisse, ihre eigenen Ansichten über diese und jene Sache mitzutheilen, als auch die der Andern zu vernehmen. Im gegenseitigen Austausch beruht hauptsächlich die Befriedigung, die ein Gespräch gewährt.

Es ist einseitig, egoistisch und schließlich unartig, Jemand nur von den eigenen Angelegenheiten zu unterhalten und nicht bereit zu sein, auch die der Andern mit gleichem Interesse anzuhören — wir haben die gesellige Pflicht, zu geben und zu empfangen, und müssen sie gegenseitig üben. Junge Damen, die viel mit sich selbst beschäftigt sind, gerathen nur zu leicht in den Fehler, immer nur von dem, was sie selbst interessirt, mit ihrer Freundin zu sprechen — ihre Toilettenangelegenheiten, ihre Vergnügungen, Tänzer u. s. w. zu schildern oder wenn der erste Liebesroman zu spielen beginnt, nicht müde zu werden, jeden kleinen darauf bezüglichen Umstand immer mit neuer Ausführlichkeit zu wiederholen. Eine gutmüthige und gebildete Freundin wird dann eine aufmerksame und geduldige Zuhörerin sein, wenn sie auch im Stillen vielleicht ein wenig seufzen möchte — denn sie kann dafür ja beanspruchen, daß auch an sie die Reihe komme, sich auszusprechen und dann mit eben so viel Geduld und Theilnahme angehört zu werden. Rechtfertigt aber Jene diese Voraussetzung nicht, so zeigt

das einen großen Mangel an Freundschaft, Zartgefühl und Takt — dessen sollte sich keine Dame, die auf Bildung Anspruch machen will, schuldig machen.

Und doch mag dies immer noch eher der vielleicht von ihren Herzensangelegenheiten erregten Jugend hingehen als andern Damen bei Aufregungen anderer Art. Eine verheiratete Frau, die unaufhörlich von den Vorzügen ihres Gemahls, von der Eleganz ihrer Einrichtung u. s. w. spricht, eine Mutter, die nicht müde wird, ihre Kinder zu loben und kleine Anekdoten von ihnen zu erzählen, eine Hausfrau, die von ihrer Wirthschaft als einer Musterwirthschaft berichtet, von ihrer Noth mit den Dienstleuten haarsträubende Dinge zur Sprache bringt, eine Dame, die sich schönggeistig beschäftigt und von ihren Leistungen in dem oder jenem Kunstfach, von irgend einem literarischen oder andern Wirkungskreis unaufgefordert genaue Kunde giebt — sie Alle machen sich, sobald sie mit ihren Mittheilungen sich nur auf das eigene Ich beziehen, Andern äußerst unbequem und verfallen gewöhnlich in den Fehler, daß sie ihrerseits niemals Lust haben, Aehnliches von ihren Bekannten anzuhören. Solche nur mit sich beschäftigte und in ihrer Subjectivität befangene Damen verstößen durch dies Betragen gegen die ersten Regeln der Bildung, wie viel sie sich auch mit derselben brüsten mögen, und gerade durch ihr Hervordrängen in der guten Gesellschaft erscheinen sie derselben unwürdig, machen sich darin unangenehm, verhaszt, lächerlich.

Bescheidenheit auch im Gespräch ist nicht allein eines der ersten Erfordernisse der wahren Bildung, sie

dient ihr auch zugleich zum Kennzeichen. Sie offenbart sich eben auch in der Aufmerksamkeit, die wir für Andere haben, sowohl im Zwiesgespräch wie im geselligen Kreis. Auch das Zuhören ist eine Kunst. Wer das z. B. nur zum Schein thut, mit seinen Gedanken aber ganz wo anders ist, verräth dies schon durch seine theilnahmlösen Mienen, oft auch dann durch unpassende Worte, bringt sich so selbst in die allerschlimmste Verlegenheit und wird dadurch beleidigend. Wenn Jemand etwas erzählt, so ist es passend, durch einige dazwischen geworfene Worte, welche den Gang der Erzählung selbst nicht unterbrechen, die Theilnahme daran zu bekunden. Die Artigkeit erfordert ferner, selbst da noch aufmerksam zu scheinen, wo man eine uns schon bekannte Geschichte erzählt, und uns ja nicht eher, bis dieselbe zu Ende, von dem Vortragenden fort oder zu einem andern Gespräch zu wenden.

Aber nicht das Erzählen — das Fragen und Antworten ist das Grundelement des Gesprächs. Zu viel fragen ist gerade so taktlos, wie gar nicht zu fragen. Das letztere läßt auf Interesselosität schließen, das erstere kann zur Neugier, zur Indiscretion ausarten, auch ermüden, wenn es nicht in den gehörigen Schranken bleibt. Eine sehr üble Gewohnheit ist es zu fragen, ohne die Antwort abzuwarten, Mehreres schnell nacheinander zu fragen oder eben immer nur in dieser Form weiter zu sprechen. Stetes Fragen ermüdet und läßt kein fließendes Gespräch aufkommen, während ein stockendes durch eine eingeworfene Frage oft geschickt wieder in Gang gebracht wird. Nur mit

Ja und Nein zu antworten, ist unschicklich, das so entscheidende Wort muß wenigstens durch einen kleinen Nachsatz motivirt werden. Die Antwortenden thun wohl, auch außerdem eine Bemerkung anzuknüpfen, die das Gespräch in Fluß bringt, denn sonst endet es gleich wieder oder wird zu einem meist sehr trockenen Frage- und Antwortspiel.

Im Austausch von Meinungen und Ansichten besteht die Würze des Gesprächs. Erfordert schon die Artigkeit, daß z. B. junge Damen älteren nicht widersprechen, sondern wo sie ihnen nicht zustimmen können, entweder dazu schweigen oder in bescheidener Einkleidung berichten, was ihnen nöthig scheint, so ist es keineswegs geboten, im Allgemeinen immer dem zuzustimmen, was Andere aussprechen. Mit der Würde des Ernstes, wie mit der Anmuth des Scherzes kann jede gebildete Dame sowohl in Damen- wie in Herren-Gesellschaft ihre individuelle Ansicht über dies und jenes aussprechen und vertheidigen, darf sich aber weder zu einem hitzigen, noch anmaßenden, noch bittern und verletzenden Ton hinreißen lassen, noch zu derartigen Bemerkungen. Grazie und weiblicher Takt müssen immer ihre Führerinnen bleiben. Wollte in Gesellschaft Jedes aus Artigkeit nur den Andern beistimmen, so würde sie bald vor Langeweile unerträglich werden, umgekehrt aber darf der Widerspruch niemals persönlich und beleidigend werden, er muß sich ganz nur an die Sache halten und bereit sein, dafern er in der Gesellschaft eine der Heiterkeit und Würde derselben gefahrdrohende Aufregung zur Folge haben sollte, nicht die Waffen zu strecken, aber sich hinter

eine geschickte Wendung zu verstecken und so zu verschwinden und zu verstummen. Denn nichts ist peinlicher, als wenn ein förmlicher Streit, oder auch nur Entzweiung oder Verstimmung auszubrechen drohen. Dahin darf es in einer gebildeten Gesellschaft niemals kommen und es ist besonders Sache der Damen, zu wachen, daß dergleichen auch seitens der Herren, die weit leichter zum Aufbrausen und Verletzen zarterer Form der Geselligkeit geneigt sind, nicht geschehe.

Eben so müssen sich die Damen hüten, nicht zugleich zu sprechen, oder über die nebenstehende Person hinweg sich mit einer dritten zu unterhalten, überhaupt Andere zu überschreien und dadurch entweder zum Schweigen zu bringen, oder nicht zum Wort kommen zu lassen und da einen Lärm oder ein Stimmengewirr zu verursachen, daß man, wie die Redensart sagt: „das eigene Wort nicht hört“. Ueber solch weibliches Geschwatter sind schon die ärgsten Witze gemacht worden, die allein genügen sollten, jede Dame davor zu warnen. Ist jede solche überlaute, gefellige Unterhaltung ein Verstoß gegen die Gesetze des feinen Anstandes, so ist es doch auch auf der andern Seite wieder peinlich, wenn immer nur geflüstert und gelispelt wird und jede der anwesenden Personen sich allein mit der nebenstehenden unterhält. Um dies zu thun, bedarf es eben keiner größeren Gesellschaft, in einer solchen ist es unpassend, nur Zwiegespräche zu führen, wohl geradezu sich von den Andern abzusondern und zu thun, als wären sie gar nicht vorhanden. Diese können dann — die Rücksichtslosigkeit, die gegen sie begangen wird, abgerechnet — auch noch leicht auf die Idee

kommen, man flüstere über sie, besonders wenn sich in jenes leisgeführte Zwiegespräch auch noch Lächeln oder Gelächter mischt, das auf die Anwesenden bezogen werden kann. Eine rechte gesellige Unterhaltung besteht eben darin, daß mehrere Personen sich miteinander über dasselbe Thema aussprechen, was am besten in leichten, geistreichen, mit Ernst und Scherz gemischten Bemerkungen geschieht, nicht in langathmigen Reden, die Andere nur langweilen, oder in geschraubten Sätzen und pathetischen Ergüssen, die einstudirt erscheinen oder es wohl gar sind. Auch in der geselligen Unterhaltung wird das einfach Vorgebrachte viel besser gefallen, als das pedantisch Gedrechselte — das besonders in unserer Zeit der Leichtlebigkeit weder zeitgemäß, noch salonfähig ist.

Die Stoffe der Unterhaltung zu wählen, erfordert natürlich eben so viel Umsicht wie ihre Behandlung.

Es versteht sich, daß bei Gratulations- und Condolenzbesuchen zunächst von dem Gegenstand die Rede ist, der die Veranlassung unseres Besuches bildet. Wir haben uns aber auch hierbei vor hochtrabenden, einstudirten Redensarten zu hüten und werden stets am willkommensten sein und am wohlthuendsten wirken, wenn wir wahres Mitgefühl zeigen, sei es Mitfreude oder Mitleiden. Vorzüglich haben wir uns aber auch vor indiscreten Fragen in Acht zu nehmen, etwa nach den Vermögensverhältnissen des Bräutigams oder des Erblassers, wie vor aufdringlichen Rathschlägen, welche die Zukunft betreffen, möge es sich um Begründung eines neuen Hausstandes oder um Auflösung eines alten — falls der Versorger der Familie gestorben — handeln.

Nichts verräth mehr Mangel an Tact als ein derartiges Ausfragen, und nichts berührt unangenehmer als solche aufdringliche Rathschläge. Ueberhaupt geben die wirklich Gebildeten nur dann einen Rath, wenn sie darum ersucht werden.

In allen übrigen Conversationen gebietet die gute Sitte, sie nach den Interessen Derer einzurichten, mit denen wir sie führen. Es ist z. B. sehr unpassend, von Bällen mit solchen Damen zu sprechen, die entweder nicht mehr tanzen, oder die zu eingezogen leben, um dergleichen mitzumachen, ebenso von Concert und Theater mit solchen, denen die Verhältnisse ihres Wohnortes oder ihrer Finanzen den Besuch derselben nicht gestatten u. s. w., oder ein specifisch musikalisches Thema anzuschlagen mit solchen, die gar keine musikalische Bildung haben; gerade so wie es unpassend ist, von hauswirthschaftlichen Angelegenheiten und Kindern mit Damen zu sprechen, die sich weder um eine Wirthschaft zu kümmern, noch Kinder zu erziehen haben. In besonderem Verrufe sind mit Recht die Dienstmädchengespräche der Damen, noch mehr aber das Durchhecheln anderer, abwesender Personen und ihrer Verhältnisse — auch wenn dies mit einem gewissen Aufwand von Esprit, Witz und Nachahmungstalent geschieht und so im Grunde oft genug die ganze Gesellschaft aninirt. Außerdem, daß es Unrecht ist, sich auf Kosten Anderer zu belustigen, müssen wir uns auch sagen, daß wir selbst, sobald wir uns entfernen, Gefahr laufen, eben so befristet, verleumdet oder verlacht zu werden, und wenn wir mit einstimmen, oder auch nur schweigend zuhören, sagt man vielleicht

später von uns, daß wir mitgeholfen einen guten Namen zu zerreißen, eine harmlose Handlung zu verdächtigen. Eben so leicht kann es auch geschehen, daß man durch den Tadel, den man über eine abwesende Person ausspricht, oder den Scherz, den man sich über sie erlaubt, Jemand der Anwesenden kränkt, da man nie die Grade der Verwandtschaft und Freundschaft aller Personen, denen man begegnet, genau wissen kann; man muß daher sehr vorsichtig in allen Urtheilen sein, welche man über Personen ausspricht.

Damen, die Alles bemerken, bekritleln, tadeln, machen sich unangenehm und gefürchtet, solche, die Alles loben, machen sich lächerlich und zugleich verdächtig, daß sie nicht aufrichtig seien. Die Vorzüge Anderer ganz unberücksichtigt zu lassen und ihre Fehler zu bemerken, ist gerade so ungebildet, wie es dies ist, sie durch Schmeicheleien und Lobeserhebungen in's Gesicht in Verlegenheit zu bringen. Wir dürfen dies und jenes aneinander im Gespräch anerkennen, unser Gefallen ausdrücken, bewundern, aber es darf dies nicht Gewohnheit, nicht Sucht sein, den Leuten etwas Schönes zu sagen; noch viel mehr müssen wir uns in Acht nehmen, ihnen etwas Unwillkommenes hören zu lassen.

In Gesprächen zwischen Damen und Herren hat man sich nun wieder vor andern Fehlern zu hüten. Hier vor Allem haben die jungen Damen auf ihrer Hut zu sein, sie müssen die beiden Extreme der Blödigkeit wie der Dreistigkeit zugleich vermeiden und immer des geselligen Standpunktes eingedenk bleiben, daß man sich zusammensindet, um sich zu unter-

halten, nicht aber um einander anzuziehen und zu gewinnen. Unbefangenheit auch im Gespräch hilft am besten selbst über schwierige Klippen hinweg. Man hüte sich vor Pruderie, behaupte aber jenen sittlichen Adel, jene wahre Weiblichkeit, die noch in jeder Begegnung mit Männern der verschiedensten Charaktere und Bildungsgrade diese immer in gebührenden Schranken hielten. Eine unterrichtete Dame prunkte nicht mit ihrer Gelehrsamkeit, aber spreche sich bei Gelegenheit eines höheren Themas — Kunst, Politik, Wissenschaftliches u. s. w. — mit aus, damit die Männer nicht meinen, sie müßten um der Damen willen zu einer trivialeren Unterhaltung zurückkehren.

5.

Gesellige Unterhaltungen.

Der Schluß des vorigen Abschnittes bildet schon den Uebergang zu diesem. Doch meinen wir hier weniger die Gesprächs-Unterhaltungen als jene andern Auskunftsmittel, einen gesellschaftlichen Kreis zu unterhalten, wie Karten- und Gesellschaftsspiele, Musik und Deklamation, Aufführungen aller Art, Tanz.

Für kleinere, aus geistreichen und auf einer Bildungsstufe sich befindenden Personen bestehende Gesellschaften ist offenbar das Gespräch die angenehmste Form der Unterhaltung — da aber leider, besonders in größeren Gesellschaften jene Voraussetzung nicht

immer eintritt, so greift man zu andern Unterhaltungsmitteln. Die Aelteren zum Kartenspiel, die Jüngeren zum Gesellschaftspiel.

Früher mochte es nit zum guten Ton gehören, daß jede Dame eines der gerade modischen Kartenspiele verstand, jetzt wird dies weniger gefordert. Versteht es aber eine Dame, auch ohne es besonders zu lieben, und es fehlt vielleicht an einem Spieltisch eine dritte oder vierte Person, ohne welche Andere, welche gern spielen, auf dies Vergnügen verzichten müssen, so erfordert die Artigkeit gegen diese, wie gegen die Wirthin, daß jene Dame mitspielt. Beim Spiel muß man sich natürlich Aufmerksamkeit, Artigkeit und heitere Laune bewahren und sie sich ja nicht durch etwaige Verluste bemerkbar verderben lassen.

Auch in Gesellschaftsspielen muß man, wenn man nicht selbst darin zu Hause, eigene Vorschläge zu machen hat, bereitwillig auf die der Andern eingehen und sich ebenfalls mit Aufmerksamkeit und Heiterkeit daran betheiligen und den Gesetzen des Spieles überall nachkommen, selbst wenn man sich dabei langweilen sollte. Die persönliche Neigung muß überall der Mehrheit der Gesellschaft und den Anordnungen der Wirthin mit lächelnder Bereitwilligkeit zum Opfer gebracht werden.

Bei Vorführung von Productionen aus dem Gebiete der Kunst, im geselligen Kreis (so gut wie im Theater und Concertsaal) gebietet schon die erste Pflicht des Anstandes, daß man ihnen Aufmerksamkeit schenkt, und daß wir selbst dann, wenn sie uns langweilen oder unseren höheren Ansprüchen nicht

gemäß sind, sofern sie nur nicht unanständig werden, Alles vermeiden, was uns theilnahmslos erscheinen läßt oder wodurch wir die Ausübenden in ihrem Vortrag oder unsere Umgebung in ihrem Gemüthe stören könnten. Es ist höchst unschicklich, während dessen zu conversiren, wie vorher, oder mit den Nebensitzenden zu zischeln, oder eine mokante Mimik zu entwickeln, Andern spöttisch zuzulächeln, oder durch Blicke und Geberden Jemand zum Lachen zu reizen u. s. w.

Wird eine Dilettantin selbst aufgefordert, etwas vorzutragen auf dem Piano oder zu singen, oder Gesang zu begleiten u. s. w., so muß sie selbst wissen, wie weit ihre Fähigkeiten gehen, und danach, wie nach den Ansprüchen, welche die Gesellschaft macht, d. h. ob diese selbst aus Künstlern und Kunstkennern oder nicht besteht, sich entscheiden, ob sie es wagen kann, sich hören zu lassen. Wer schon öfter im geselligen Kreis etwas vorgetragen, sicher ist und beifällige Aufnahme gefunden, thue es auf Verlangen der Wirthin und anderer Anwesenden, ohne sich allzu lange bitten zu lassen. Denn die gesuchte Bescheidenheit, die erst viel gebeten sein will, erscheint als Ziererei, und die Unentschlossenheit besonders macht einen langweiligen Eindruck und emulviret die darauf Harenden oft selbst mehr als eine mittelmäßige Leistung. Eben so wenig darf sich aber auch Jemand zu einem Vortrag drängen, ohne Aufforderung sich selbst dazu erbieten, es sei denn zur Begleitung eines Gesanges, weil dies eigentlich ein undankbares, aber doch sehr wichtiges Geschäft ist, wozu oft eine geeignete Persönlichkeit fehlt.

Etwaige Lobsprüche nehme man mit bescheidener Grazie an, weil entschiedenes Zurückweisen nur aussieht wie eine Aufforderung zur Wiederholung derselben. Eben so danke man andererseits andern vorragenden Damen für den gehaltenen Genuß.

Wenn sich eine Dame an lebenden Bildern oder der Aufführung eines Theaterstückes betheiligt, so muß sie sich ebenfalls vorher über ihre Leistungsfähigkeit geprüft haben, dann aber auch — wie z. B. auch beim Lesen dramatischer Stücke mit vertheilten Rollen — sich ebenfalls nicht in den Vordergrund drängen, sondern ebenso zufrieden sein, wenn man ihr eine kleinere Rolle zutheilt oder, falls ihr selbst die Vertheilung obliegt, sich nicht die Hauptrolle geben.

In Bezug auf den Tanz hat man zu unterscheiden, ob derselbe der Hauptzweck der Gesellschaft und somit diese ein Ball ist, oder ob er nur improvisirt wird, gleich einem Gesellschaftsspiel. In diesem Falle geschieht es zuweilen, daß nur wenige Herren da sind, und dann macht es sich ganz anmuthig, wenn zwei Damen zusammentanzen, und es zeigt sich auch hier ein feiner Takt, wenn ein paar Damen schnell die Initiative ergreifen und, selbst Herren vorstellend, kleinere Damen zu ihren Tänzerinnen engagiren.

Bei wirklichen Bällen herrscht natürlich eine strengere Etikette. Die jungen Damen erscheinen in duftigen Toiletten von weiß und hellen Farben, mit Bändern und Blumen geschmückt, Fächer und Bouquet dürfen nicht fehlen, der erstere wird jetzt an einer Gürtelschnur getragen und darf nur zum Kühlungswehen, nicht aber dazu benutzt werden, dahinter

mit dem Tänzer zu lachen und dergleichen; das letztere wird während des Tanzes auf den Stuhl der Tänzerin gelegt; weiße Glacéhandschuhe und weißseidene Schuhe oder Stiefelchen sind selbstverständlich. Im Uebrigen können wir des raschen Wechsels der Mode willen keine genauen Toilettenangaben machen. Es ist zweckmäßig, ein zweites Paar Handschuhe, wie auch ein zweites Taschentuch zur Reserve mitzunehmen, um auch später damit noch frisch zu erscheinen, ebenso einige Steck- und Haarnadeln und ein Taschenkämmchen, da der Tanz nur zu leicht etwas an der leichten Toilette in Unordnung bringt, zumal jetzt, wo man in Schleppen tanzt und die falschen Haartouren so leicht in lächerliches Wanken kommen können. Was das Parfüm betrifft, so muß man sehr vorsichtig sein, ein zu starkes zu wählen — das ist unelegant, noch weniger darf man etwa nur das Taschentuch mit einem solchen befeuchten — dies ist ganz wider den guten Ton. Bei einer eleganten Dame muß Wäsche und Kleid und Alles so fein von demselben Wohlgeruch durchduftet sein, daß man ihn an keiner besonderen Stelle bemerkt. Es ist daher nothwendig, Parfüm-Couvertis in die Wäschebehälter und Kleiderschränke zu legen, auch muß deren Geruch ein gleichmäßiger sein. — Ein Engagementsbüchelchen oder eine Tanzkarte dürfen nicht vergessen werden.

Daß eine Dame gefallen will, ist auf dem Ball so gut wie überall nur natürlich. Es darf dieser Wunsch aber nie in Koketterie ausarten, sich nicht bemerklich machen durch Vordrängen, durch herausfordernde Blicke und Stellungen, durch auffallende oder frivole Toilette,

durch feckes Benehmen u. s. w. Zum Glück für die gute Sitte haben dergleichen falsche Künste immer den umgekehrten Effect; sie erregen im Allgemeinen Mißfallen und haben vielleicht nur bei den leichtfertigsten Vertretern der Herrenwelt einen vorübergehenden Erfolg.

Ist eine Dame auf den Tanz, um welchen sie gebeten wird, bereits engagirt, so muß sie dies durchaus festhalten, auch wenn ihr der andere Tänzer willkommener wäre. Geschieht es ihr, einen Tanz pausiren zu müssen, so muß sie sich mit heiterer Miene darein finden und mit andern Damen, die ihr Schicksal theilen, oder über das Tanzen überhaupt hinaus sind, amuthig zu plaudern suchen. Mädchen sind meist geborene Tänzerinnen und der Tanzunterricht gehört zu einem feststehenden Gegenstand der weiblichen Erziehung, so daß wir nicht nöthig haben, hier über das, was bei dem Tanze selbst zu beobachten ist, uns ausführlich zu ergehen.

Die Hauptsache ist auch hier Leichtigkeit und Grazie der Bewegung ohne jede Stiererei. Auf den Tönen unhörbar dahin zu schweben, sich in den Rundtänzen auf den Tänzer so zu lehnen, daß er weder eine Last fühlt, noch fürchten muß, die Tänzerin zu verlieren, nicht wild bis zur unschönen Erhitzung dahin zu jagen, in Contretänzen und ähnlichen die Touren richtig, aber nicht pedantisch auszuführen, doch so, daß keine Irrung und Verwirrung entsteht — dies ist so ziemlich Alles, was noch zu berücksichtigen ist.

Es ist nie sehr fein, eine Gesellschaft, am wenigsten einen Ball bis zu Ende nitzumachen und nicht eher zu gehen, bis der letzte Tanz vorüber. Man lasse sich

zu den letzten Tänzen der Tanzordnung nicht engagiren, damit man sowohl gehörig ausfühlen, als sich auch entfernen kann, wenn noch getanzt wird.

Der Tanz ist ein Vergnügen, das vorzugsweise der Jugend gehört. Älteren Damen, seien sie verheiratet oder nicht, sobald sie der Dreißig nahe oder sie schon überschritten haben, rathen wir lieber überhaupt nicht mehr zu tanzen, oder doch nur dann, wo es nicht an Tänzern fehlt und dieselben den jüngeren Damen nicht entzogen werden. Eine Dame, die ohne die frischen Reize und die Leichtigkeit der Jugend noch eine flotte Tänzerin abgeben will, macht sich dadurch meist gerade so lächerlich, wie eine solche, die sich in Rosa kleidet und mit Rosenguirlanden drapirt. Ein forcirter, jugendlicher Putz und eine forcirte Theilnahme an jugendlichen Vergnügungen fordern vielmehr zu den mißliebigen Betrachtungen über das Alter solcher Damen auf, als ein Vermeiden solcher Farben und Unterhaltungen, die das Vorrecht der Jugend sind. In allen anderen Stücken ist es unpassend, wenn ältere Damen in irgend etwas den Vorrang der Jugend lassen wollten — in jenen aber gebietet es der gute Ton und das Zartgefühl.

6.

Weihevollle Lebensabschnitte.

Die Confirmation oder Firmung, gewöhnlich verbunden mit dem Austritte aus der Schule, ist der

erste wichtigste Abschnitt im weiblichen Leben. Eine heilige Handlung, welche gewissermaßen die Kindheit abschließt, das Mädchen zu einem bewußten Mitglied der religiösen Gemeinde macht, in die es nun nach empfangener Vorbereitung mit freier Entschloßung tritt und dies durch ein in der Kirche abgelegtes Bekenntniß bestätigt. Es ist hier nicht der Ort, die ganze Wichtigkeit und Heiligkeit dieses wie jedes andern mit Religion und Kirche in Verbindung stehenden Lebensabschnittes den Leserinnen, mögen sie nun Mütter von Töchtern oder diese jungen Töchter selbst sein, zu Gemüth zu führen, so wenig wie sie zu veranlassen, mit so ernstern weihervollen Handlungen ein oberflächliches und eitles Gebahren zu verknüpfen — aber eben damit das nicht geschehe und damit Mütter und Töchter ihre ganze Sammlung für die heiligen Handlungen behalten können, erscheint es uns wichtig, daß sie sich bei all dem über die Winke des guten Tones verständigen.

Der wirkliche gute Ton documentirt sich eben auch hierbei dadurch, daß dem jemaligen kirchlichen Ceremoniell — das ja bei Katholiken, Protestanten und Juden ein verschiedenes ist, darauf wir hier nicht speciell eingehen wollen — streng Rechnung getragen und daselbe durch keine unpassenden weltlichen Beigaben beeinträchtigt werde.

Mehr und mehr wird es sowohl Princip der Erziehung wie des guten Tones, die Confirmation, die bei den Protestanten sonst mit dem 14. Jahre, bei den Katholiken als Firmung noch viel früher erfolgte, um 1 oder 2 Jahre hinauszurücken oder

wenn man das 14. Jahr festhält, damit doch nicht den Schulunterricht der Mädchen abzuschließen, sondern ihn noch ein paar Jahre in einer Fortbildungsschule oder einem Mädchenpensionat fortsetzen zu lassen. Es wird dies natürlich schon aus Gründen der fortschreitenden Anforderungen, welche an das gediegene Wissen und die weitere Ausbildung des weiblichen Geschlechts überhaupt gemacht werden, bald unerlässlich sein, aber jetzt schon ist es eine Forderung des guten Tones; denn so erleichtert man dem Mädchen den Eintritt in die Welt, man hilft ihm über alle Uebelstände der sogenannten „Backfischzeit“ hinweg. Mit vierzehn, sechzehn Jahren spielt noch jedes Mädchen in der Gesellschaft eine unpassende und unbehagliche Rolle — erscheint es aber mit achtzehn Jahren erst im Gesellschaftssalon, auf dem Ball, so wird die junge Dame, sobald sie sich nur zu benehmen weiß, überall freundliche Beachtung finden, und man wird sie länger für jung halten als jene in gleichem Alter, die schon ein paar Jahre früher in die Gesellschaft eingeführt ward.

Die Confirmation findet gewöhnlich zu Ostern statt, verknüpft mit der feier des ersten heiligen Abendmahls in der Kirche. Beide Acte werden entweder auf einen Tag verlegt oder, je nachdem es in der betreffenden Gemeinde Sitte, an zwei verschiedenen Tagen, z. B. die Confirmation am Palmsonntag, die Communion an einem der folgenden Tage. Es ist ziemend, daß eine Confirmandin, wie schon in der Vorbereitungszeit, sich aller Bethheiligung an Gesellschaften und Lustbarkeiten enthalte. Ebenso daß der

Confirmationstag selbst ganz still in der Familie gefeiert werde. Die nächsten Verwandten oder Pathen mögen erscheinen, ihren Glückwunsch abzustatten, den je nach der Sitte oder dem Grad der Verwandtschaft ein Geschenk begleiten kann, am passendsten ein Andachtsbuch oder ein Schmuckgegenstand: ein Ring oder ein Armband mit dem Datum des Tages, ein Medaillon mit der Photographie der Pathin, ein Kreuz oder dergleichen.

Die Toilette der Confirmandin darf durchaus nicht geputzt erscheinen und hat sich nur danach zu richten, ob es in den betreffenden Ort Sitte, sie schwarz oder weiß zu wählen. Wo es die Mittel der Eltern erlauben, mag das Kleid von schwarzer Seide sein, doch ist ein zu schwerer Stoff, wie jeder auffallende Ausputz zu vermeiden. Ein schwarzes Wollenkleid kann aber eben so gut getragen werden, ja im Augenblick, wo wir das schreiben, und überhaupt Cachemir-Kleider, mit Seide gleicher Farbe geputzt, fashionabler sind als ganz Seide, verhält es sich eben so mit dem Confirmationskleide. Dasselbe muß hoch gemacht sein, Spitzenkragen und Manchetten, vielleicht ein goldenes Kreuz oder Medaillon, das Haar ebenfalls einfach, höchstens mit einer schwarzen Sammet- (Elsass-) Schleife oder einem Kamm von Schildkrot oder Perlmutter geziert, Gesang- oder Gebetbuch in Sammet oder Elfenbein in der Hand, weiße Glacéhandschuhe. Wo man Weiß trägt, wie meist in katholischen Ländern, ist weiße Seide oder Wolle mit übrigens gleicher Einfachheit zu empfehlen. Daß eine Confirmandin nicht ungenirt um sich blicken darf, sondern die Augen

niederschlagen und nur zu Altar und Kanzel erheben muß, ist selbstverständlich. —

Verlobungen werden am Besten auch nur im engsten Familienkreise gefeiert. Wir hoffen, unsere Leserinnen sind mit uns der Ansicht, daß nur gegenseitige Liebe, verbunden mit der Uebereinstimmung der Lebenssphären, die Grundpfeiler einer glücklichen Ehe sind. Findet sich ein Paar in Liebe — wer will da den Moment bestimmen, wo der Mann die entscheidende Frage spricht und der Bund der Herzen geschlossen wird? Ist dies aber geschehen, dann gebietet eben wieder das Herz, daneben aber auch die Pflicht und der gute Ton, die beiderseitigen Eltern um ihre Einwilligung zu bitten. Von diesen wie von den Verhältnissen wird es dann abhängen, ob die Verlobung noch eine Zeit lang geheimgehalten oder bekannt gemacht wird. Das letztere hat man erst dann zu thun, wenn der ungefähre Zeitpunkt der Hochzeit festzusetzen ist, etwa auf ein Viertel- oder Halbjahr. In der familie der Braut veranstaltet man am passendsten gleich ein paar Tage, nachdem der Bewerber das Jawort der Eltern erhalten, eine kleine festlichkeit, an welcher nur die Verwandten der beiderseitigen familien theilnehmen und wo das Brautpaar zum ersten Male als solches erscheint. Eine Verlobung durch den Geistlichen ist nicht mehr üblich. Das Brautpaar beschenkt sich gegenseitig mit Ringen beliebiger Art. In manchen Orten ist es aber Sitte, daß der Bräutigam beide Ringe besorgt, und zwar nur einfache Goldreifen, die dann wieder als Trauringe benutzt werden. Hübscher ist es aber jedenfalls,

doppelte Ringe für den doppelten Zweck zu haben. Der Ring wird am vierten Finger der linken Hand getragen. Da der Herr doch gewöhnlich stärkere Finger hat als die Dame, bringt ohnehin jene Sitte noch den Uebelstand mit sich, daß die Ringe nicht passen.

Zu dem erwähnten Verlobungsfest erscheint die Braut in einfacher, wenn auch gewählter Toilette, im Sommer oder am Abend in weißem Null, im Winter am Tag in hellfarbenem Haus- oder einfachem Gesellschaftskleid, im Haar eine Blume aus dem Bouquet, das ihr der Bräutigam verehrt.

Es erfolgt dann die Versendung gedruckter Anzeigen an die beiderseitigen Bekannten; hat die Braut Eltern, geht die Verlobungsmeldung von diesen aus in Betreff der Tochter; außerdem empfiehlt sich das Paar selbst als verlobt. Bis vor Kurzem that man dies in gedruckter Briefform; neuerdings wählt man wieder Karten in Couvert, aber von der Größe eines Duodez Bogens. Darauf werden Gegenkarten geschickt, auf welchen der Glückwunsch schriftlich bemerkt ist. Es liegt im Geschmack der Verlobten, ob sie bald nach ihrer Verlobung sogenannte Brautvisiten machen wollen. Wo es die Verhältnisse gestatten, geschieht es zu Wagen, die Braut im hellseidenen Kleid mit entsprechendem Hut und Ueberwurf, in der Hand das vom Bräutigam verehrte Bouquet. Dieser selbst natürlich im Frack und Klapphut. Ist weniger Luxus angemessen, geht das Paar zu Fuß, er im Frack und Cylinder, sie im neuen eleganten Promenadenkostüm und ohne Bouquet. Verläßt die Braut als künftige Gattin ihren Wohnort, so hat das Paar vor der

Hochzeit Abschiedsbesuche zu machen. Bleibt sie aber am Ort, fallen diese Besuche weg.

Wie sich überhaupt eine Dame während der Brautzeit zu benehmen hat, sagt ihr wohl am Besten ihr eigenes Gefühl. Es wird sie davor behüten, vor den Augen Anderer sich in Zärtlichkeiten des Bräutigams zu verlieren und sich nur ihm allein zu widmen, doch wird ihr Niemand verargen, wenn sie ihren Platz an seiner Seite hat. Auf einem Ball darf sie ihm nur die zwei Haupttänze schenken und ohne seine Gegenwart wird sie überhaupt keinen mehr besuchen. Sie braucht niemals Gleichgiltigkeit gegen ihn zur Schau zu tragen, aber sie darf auch nicht immer nur von ihm, ihrer Liebe und deren Angelegenheiten sprechen, dadurch profanirt sie mehr ihr Glück, als daß sie es erhöht, denn die übrige Welt lächelt meist darüber, hat wenigstens kein Interesse dafür. — Geschenke, welche sie dem Bräutigam macht, müssen, ihr Porträt ausgenommen, Arbeiten ihrer eigenen Hand sein.

Vor der Hochzeit wird der Polterabend gefeiert — natürlich je nach den Verhältnissen. Beschränkt man sich auf den Familienkreis und verzichtet auf andere Gesellschaft, so ist der Abend vor der Hochzeit, den die Braut zum letzten Mal im elterlichen Haus zubringt, zu benützen. Sie erwartet dann wohl, außer den Verwandten, nur noch ein paar Freundinnen, die ihr den Myrthenkranz bringen; die zugesendeten Geschenke sind aufgestellt und man bleibt höchstens bis Mitternacht beisammen. Erwartet man aber zum Polterabend sämtliche Freunde des Hauses und gedenkt damit eine größere Feier zu verbinden, so verlegt man

den Tag um einige, vielleicht acht Tage früher, damit nicht dies und das Hochzeitsfest, besonders wenn auch dies im Hause selbst gefeiert wird, zu nahe kommen. Man ladet zum Polterabend meist persönlich und ohne Ceremoniell ein —: so ist auch das Erscheinen der Gäste und so die Bewirthung. Keine große Tafel, kein warmes Souper, sondern kaltes Buffet und Herumreichen der Speisen. Gewöhnlich finden Auführungen, Scherze seitens der Gäste statt, deren Dauer natürlich, da sie zum Theil Ueberraschungen enthalten, unberechenbar sind. Die Damen erscheinen in einfacher Ball- oder Gesellschaftstoilette, die Braut in hellem Kleid, rosa, blaßblau.

Seitdem die Civiltrauung angeordnet worden, ist es zweckmäßig, diese am Tage vor der kirchlichen Einsegnung, am Tage nach dem Polterabend vorzunehmen. Das Paar fährt in Begleitung der Eltern und Zeugen auf das Standesamt; die Braut in neuer, eleganter, aber ungeputzter Straßen-Toilette, am Besten in schwarzer Seide und einem der Jahreszeit entsprechenden Ueberwurf und Hut.

Die kirchliche Trauung ist zwar jetzt kein Zwangsakt mehr, aber darum um so mehr ein Akt des religiösen Gefühls, das hoffentlich jede Braut am wichtigsten Schritt ihres Lebens erfüllen und sie zum Altare drängen wird, dort ihrem Bunde eine höhere Weihe zu holen. Die Braut erscheint im Myrthenfranz und Schleier, das Kleid, hoch, mit langer Schleppe und Aermeln ohne vielen Ausputz, ist wo möglich aus weißer Seide, man wählt dazu Rips, faille, Moiréantique, Atlas. Gestatten die Verhält-

nisse diesen Luxus nicht, so kann es im Sommer auch aus Tüll und Spitzen, im Winter aus weißem Cachemir bestehen; ist die Braut schon älter oder Witwe, kann sie auch ein hellfarbenes Seidenkleid wählen, blau, lila, grünlich, rosa. Eine Witwe trägt keinen Schleier und statt der Myrthen Orangenblüthen.

Man fährt zur Trauung in die Kirche und versammelt sich in der Sakristei. Die Anordnung des Zuges ist in verschiedenen Städten wechselnd. Entweder geht das Brautpaar zusammen voran, gefolgt von den Brautjungfern und deren Führern, dann die beiderseitigen Eltern, aber so, daß der Vater der Braut die Mutter des Bräutigams führt und so umgekehrt, dann die andern Verwandten. In höheren Kreisen führt der Vater des Bräutigams die Braut. Bei den Katholiken ist ein Freund des Bräutigams der Brautführer. Dies ist eben verschieden, so daß der gute Ton hierin nicht feststehend.

Nach der Trauung folgen die Glückwünsche und die Fahrt in das Haus, wo das Hochzeitsmahl gefeiert wird. Am besten natürlich, wenn das Elternhaus dies ist. Fehlt es dort an Raum u. s. w., so wird es ein Hotel sein. Das Brautpaar sitzt natürlich obenan, neben der Braut der Geistliche, der sie getraut oder der Vater des Bräutigams, oder der Brautführer — es läßt sich dies schon darum nicht bestimmen, weil zu häufig nicht beide Elternpaare anwesend, noch am Leben sind. Häufig wird nach der Tafel getanzt, auch dann, wenn das Paar die Hochzeitsreise antritt und sich im Reisekostüm verabschiedet. Die Sitte der Hochzeitsreisen ist jetzt eine ziemlich fest-

stehende geworden — allerdings, wenn das Paar im Orte bleibt, ist sie die beste Gelegenheit, es sich allein zu überlassen, und schützt es vor manchen lästigen Beobachtungen — außerdem aber, wenn der Mann seine junge Frau in ein neues Heim führt, so wird sie wieder gerade da am sichersten vor verletzenden Vorkommnissen das neue Leben genießen. Aber die Hochzeitsreise steht seit Jahren auf dem Programm der Mode, und so können wir nicht leugnen, daß sie zum guten Ton gehört.

Das Paar zeigt selbst seine Vermählung durch couvertirte Karten und durch die gelesenste Zeitung seiner Heimath an.

7.

Zur Eßkunst.

Wie man die Speisen zubereitet — dazu geben unzählige Kochbücher Anweisung, manche derselben fügen auch bei, wie man sie servirt, aber die allerwenigsten Schriften gehen darauf ein, auch zu sagen, wie man sie ißt.

Auch das Essen ist, wenn nicht eine Kunst, doch eine Kunstfertigkeit, die mit Anstand und Grazie geübt sein will.

Die Art, wie Jemand ißt, wird häufig charakteristisch und an einer Table d'hôte in einem Hôtel können wir den Bildungsgrad unserer Tischgenossen schon an der Manier erkennen, mit der sie essen.

Das erste Erforderniß an der Tafel des eigenen Hauses, wie an der eines fremden oder eines Gasthauses ist, in wohl geordneter Toilette zu erscheinen; nicht etwa im ersteren Fall mit der Küchenschürze oder vom Kuchendampf glänzendem Gesicht, oder mit Händen, denen man die Küchenarbeit ansieht. Es braucht sich keine Dame einer solchen zu schämen, aber sie darf nicht die sichtbaren Spuren derselben mit sich herumtragen. Bei einem Familiendiner erscheint man natürlich in gewählterer Toilette und auch an der Table d'hôte des Hôtels darf kein Reifestaub an uns haften, selbst wenn wir genöthigt sind, im Reisefostüme zu sein. Man geht in Handschuhen zur Tafel, zieht sie aber bei Tische aus.

Beim Essen muß man mit der linken Hand dieselbe Geschicklichkeit haben, wie mit der rechten und die Gabel z. B. nie in diese nehmen, außer bei Fisch, da dieser nicht mit Stahl berührt werden darf — vorausgesetzt, daß man mit silbernen Gabeln speist, wie sie jetzt gleich den Löffeln üblich. Personen, welche für gewöhnlich die Gabel in die rechte Hand nehmen, oder auch, wenn sie dies nicht thun, Gemüse oder dergleichen mit dem Messer zum Munde führen, ist man gleich geneigt als solche zu betrachten, die nicht zur guten Gesellschaft gehören.

Eben so ist es mit Denen, welche hörbar kauen oder trinken, oder sonstige Geräusche durch Mund und Zunge dabei hervorbringen. Es darf auch weder zu schnell noch zu langsam gegessen werden — das allzu Hastige sieht aus wie Gefräßigkeit, das zu Langsame wie Unbeholfenheit — durch beides incommodirt

man sowohl seine Tischnachbarn, als namentlich auch die Wirthin, deren Pflicht es ist, selbst nicht früher mit Essen aufzuhören, als bis ihre Gäste aufgehört haben, weil es sonst aussieht, als wolle sie dieselben zur Eile treiben oder sie veranlassen, sich nicht noch mehr zuzulangen.

An der Table d'hôte, wo die Kellner die Speisen der Reihenfolge nach herumgeben, ist es schicklich, von einem Gericht nicht mehr als ein Stück zuzulangen und dasselbe nicht erst bedächtig auszuwählen, sondern schnell zu nehmen, eben so nicht von jeder Schüssel zuzulangen. Dieselbe Regel gilt natürlich auch für Familiendiners, aber bei diesen wie unter Bekannten sind ja Rücksichten selbstverständlich, während Manche glauben, sie hätten auf Reisen, wo man für sein Geld lebt und unbekannt, dergleichen weniger nöthig; daran erkennt man aber eben die wahre Bildung, daß sie nirgend außer Acht gelassen wird.

In der Regel werden auch bei Familiendiners die Schüsseln von den Domestiken herumgegeben, oder im Familienkreis selbst reicht sie eine Person der andern. Im letzteren Fall hat man zu berücksichtigen, daß hier wie immer die Hausfrau zuerst nimmt, und daß man, wenn einmal keine Reihenfolge herrscht, den älteren Damen früher präsentirt als den jüngeren und den Herren, sich also, wenn man selbst eine jüngere Dame ist, auch nicht vor den ersteren nimmt. Von seltenen Speisen, z. B. Gemüse, Compots u. s. w., die an sich oder für die Jahreszeit selten und nur in kleinerer Quantität aufgetragen werden, lange man nur wenig zu. Ist man Schwarzbrot, so kamt man sich von

dem zugelangten Stück einen Bissen abschneiden, wenn man sich seiner beim Essen von Gemüse oder Saucen bedienen will, wozu man eben nie das Messer benutzen darf, hat man aber Weißbrot, so bricht man es.

Es ist bei jeder Gelegenheit gegen den guten Ton, zum Essen und Trinken zu nöthigen, wie auch darauf zu warten, daß man genöthigt werde. Natürlich muß jede Gastgeberin dafür sorgen, daß so viel Speisen und Getränke dastehen, daß immer noch übrig davon bleibt, auch wenn die Gäste reichlich genießen, und diese mögen zulangen, ohne sich irgend eine Unmäßigkeit zu Schulden kommen zu lassen, denn besonders eine gebildete Dame würde sich dadurch in einem sehr zweifelhaften Lichte zeigen.

In Gesellschaften, wo man nicht bei Tafel sitzt, sondern Kaffee, Thee oder Getränke in Gläsern oder Tassen und Backwerk herumgereicht wird und man dergleichen vielleicht ohne einen Tisch vor sich zu haben, vielleicht sogar stehend einnimmt, hüte man sich, weder sich selbst noch Andere zu begießen, oder auch nur dazu Veranlassung für Andere zu geben, indem man nicht auf seine Umgebung achtet, sich vielleicht zwischen eine Thür stellt oder sonst den Weg hemmt, daß die Diener nicht vorüber können, ohne auf eine Schleppe zu treten, oder an einer Franse hängen zu bleiben. Ebenso wenig setze man seine Tasse oder sein Glas, auch wenn es leer ist, auf einen unpassenden Ort, einen Albumtisch, Flügel, Stuhl oder dergleichen, wo es Flecke und Risse zurücklassen kann, ebensowenig auf den Fußboden unter Stühle oder in eine Ecke, wo es nicht gefunden und gleichwohl umgestoßen werden kann.

Macht uns Jemand nur einen kurzen Besuch, so ist es unpassend, wenn man gleich eilt etwas vorzusetzen. Trifft uns aber der Besuch gerade beim Kaffee oder Thee, so ist es selbstverständlich eine Tasse anzubieten und anzunehmen. Das Letztere aus falscher Rücksichtnahme zu unterlassen, ist eben so ungebildet, wie wenn man es nicht angeboten hätte ungebildet gewesen wäre, denn nun sind auch die erst Anwesenden in ihrem Genuß gehemmt. Eben so unpassend ist es, gleich nachdem man etwas genossen hat, wieder zu gehen, oder auch, wenn es Tischzeit ist und man gehen will, doch immer noch zu bleiben und dadurch zu verhindern, daß aufgetragen wird.

Wird Thee oder Kaffee gleich auf dem Tisch in der Art servirt, daß die Sahnenkanne, Zuckerdose, das Zwiebackkörbchen oder dergleichen auf dem Tische stehen, und die Wirthin fordert nur im Allgemeinen auf, sich zu bedienen, so ist es nicht bescheiden, sondern unaufmerksam, wenn man nicht zulangt, oder wohl gar diese uns zugeschobenen Gegenstände achtlos stehen und damit die nebenansitzende Person und schließlich die ganze Gesellschaft warten läßt, worüber häufig das Getränk erkaltet und die Wirthin in stille Verzweiflung kommt. Auf die Zuckerdose wird noch häufig eine silberne Zange gelegt, doch ist es nicht nöthig, sie zu gebrauchen, man kann die Finger nehmen. Ganz veraltet ist es, wenn sich Jemand, wo keine Zange daliegt, seines Theelöffelchens bedient. Was man zu diesen Getränken ißt, darf man nur ganz leicht eintauchen, nicht so, daß sich die Tasse mit Krumen füllt, nie darf man auch aus der Untertasse trinken oder

das Löffelchen daneben legen; steckt man es, sobald man ausgetrunken, in die Obertasse, so bedeutet dies, daß man nicht wieder eingeschenkt zu bekommen wünscht.

Wünscht Jemand in unserem Hause ein Glas Wasser oder dergleichen, so darf es nie in der Hand gebracht, sondern muß auf einem kleinen Cabaret, wenn nicht gleich ein solches zur Hand auf einem Teller überreicht werden. Was man Jemand präsentiert, muß man immer so darreichen, daß der Empfangende mit Bequemlichkeit mit der rechten Hand zulangen oder die Handhabe des betreffenden Gegenstandes selbst ergreifen kann.

Geschieht von Andern ein Versehen, so daß wir begossen oder daß irgendwie unsere Kleider besfleckt werden, sei's auch durch die Dienerschaft, so darf man durchaus kein Aufheben davon machen, sondern nur so unbemerkt und geräuschlos wie möglich mit der Serviette oder dem Taschentuch sich abwischen. Und wäre das schönste seidene Kleid auf diese Weise verdorben, es verriethe den größten Mangel an Bildung, sich darüber tadelnd oder jammern auszusprechen, man muß es mit dem Lächeln der Resignation hinnehmen und auch die in der Nähe befindlichen Personen bitten, darüber zu schweigen. Aehnlich hat sich jede Hausfrau zu verhalten, wenn ihr ein Gegenstand, und wäre es der werthvollste, in Gesellschaft zerbrochen wird. Jemandem einen Vorwurf darüber zu machen, wäre eine Rohheit, aber auch kein Bedauern darf laut werden, denn schon dies störte die heitere Harmonie der Geselligkeit und dies darf die Wirthin

am wenigsten dulden, geschweige denn durch ihr Betragen veranlassen.

Wir kommen hierdurch auch noch zu dem folgenden sehr wichtigen Abschnitt.

8.

Verhalten gegen die Dienerschaft.

Es ist dies einer der sichersten Gradmesser unserer Bildung.

Viel wesentlicher, als oft geglaubt wird, ist unser Verhalten gegen die dienende Classe. Der Ton, dessen sich die Damen gegen dieselbe, sei es in, sei es außer dem Hause bedienen, ist auf das Sorgfältigste abzuwägen, denn er läßt erkennen, bis zu welcher Culturfeinheit sie fortgeschritten, wie weit sie wirklich sich nicht allein auf der Höhe ihres Standes, sondern auch ihrer Zeit befinden.

In vergangenen Tagen glaubte man die Würde seines Ranges, die Würde der Dame vom Stande wie der Hausfrau überhaupt dadurch zu documentiren und zu behaupten, daß man die dienende Classe streng und herrisch, ja mit Verachtung behandelte. Sie ward mit „Du“ angeredet, oder in der dritten Person, die männlichen Mitglieder derselben mit „Er“, die weiblichen mit „hör sie“.

Jetzt thun dies nur noch die in der Bildung, im Fortschritt der Zeit Zurückgebliebenen. Kinder müssen

unter allen Umständen dazu angehalten werden, die Dienenden höflich zu behandeln, sie „Sie“ zu nennen und nie im befehlenden Tone mit ihnen zu sprechen.

Schon das frühere Wort: „Gesinde“ existirt nicht mehr anders als auf dem Lande in größeren Oekonomieen für die Dienstboten, welche Feld- und Stallarbeiten mit verrichten, man sagt dafür „die Dienerschaft“.

Früher glaubte man, es sei nothwendig, daß die Dienerschaft so viel wie möglich von ihrer Herrschaft abstecken, daß die Kluft zwischen beiden so groß, der Abstand so weit als nur denkbar sein müsse — jetzt legt man einen andern Maßstab an: je höher man eben selbst steht in Rang und Bildung, je höher stellt man auch seine Dienerschaft.

Die Kutscher und Bedienten tragen in ihrer Livrée die Abzeichen ihres Standes, man nennt sie „Sie“ und kränkt in nichts ihre männliche und menschliche Würde. Eine Dame kann zu ihrem eigenen Diener kurz sagen: „Gehen Sie dahin und holen Sie mir dies!“ zu dem Diener ihrer Freunde aber sagt sie: „Wollten Sie wohl dahin gehen — wollten Sie mir wohl ein Glas Wasser bringen?“ u. s. w., worauf der Diener zu antworten hat: „Zu Befehl, gnädige Frau“ oder „gnädiges Fräulein“ — aber der Dienerin der Freundin oder des fremden Hauses gegenüber wird sich die Dame rücksichtsvoller ausdrücken und z. B. sagen: „Bitte, bringen Sie mir ein Glas Wasser!“ oder so ähnlich und dann darauf mit „Danke“ antworten.

Daß in manchen Häusern mit den Dienern mehr Umstände gemacht werden als mit den Dienerinnen, so daß sich jene nur zu oft höher dünken als diese,

ist ein Zeichen veralteter Sitten, welche darin ihren Grund hatten, daß man früher wohl den Damen Verehrung zollte und sie mit größerer Galanterie behandelte, als jetzt geschieht, im Allgemeinen aber die Frauen doch niedriger stellte als die Männer und dies besonders in untergeordneten Verhältnissen geltend machte. Die Frauen aber, sowohl diese, welche selbst dergleichen Grundsätzen huldigen und sie gegen ihre Untergebenen geltend machen, als diese, welche dergleichen überhaupt dulden, versündigen sich damit gegen ihr eigenes Geschlecht, setzen sich selbst herab. Das ist eine verkehrte Ansicht von Frauen-Emancipation, welche darunter Gleichstellung von Frauen und Männern versteht und sie gleichbedeutend betrachtet mit Aufhebung seiner Rücksichtnahme gegen das weibliche Geschlecht und aller Galanterie; im Gegentheil: an Stelle der früheren leeren Form muß das Wesen, der Inhalt treten, man muß begreifen und begreiflich machen lernen, daß die Frauen durchgängig nach der Seite körperlicher Kraft, wie seelischer Empfindsamkeit zarter organisirt sind wie die Männer und eben deshalb durch alle Stände hindurch einer rücksichtsvolleren Behandlung bedürfen.

Eine gebildete Dame muß also auch unter ihren Domestiken diesen Unterschied zu betonen wissen.

Wie im ganzen Hause und in der Gesellschaft kein polterndes, heftiges Wort, namentlich von Seiten der Damen gehört werden sollte, so darf es auch niemals gegen die Dienerschaft laut werden.

Nichts macht einen schrecklicheren Eindruck, als wenn wir die Wohnung einer angesehenen Familie

betreten, wo die Gattin in Gesellschaft sich als eine der feinsten Weltkanten zeigt, die Töchter als Muster von gutem Geschmack und Zartfönn erscheinen — und wir hören, wie jene, weil sie sich unbemerkt wähnt, die Köchin mit lauten Worten schilt und auf das härteste anläßt, und wie diese im Schlafzömmner das Stubenmädchen auszankte, weil an der Toilette etwas nicht nach Wunsch ist — oder wie überhaupt von allen Seiten in einem Ton und mit Redensarten, die beide von den in Gesellschaft gebrauchten himmelweit verschieden sind, Befehle und Verweise erteilt werden, daß wir unsern Ohren nicht trauen!

Danach richtet sich dann auch im Hause Alles, nämlich so, daß die Dienerschaft durch eine rauhe, heftige und ungleiche Behandlung keineswegs gebessert und verfeinert, sondern nur selbst roh, heftig und erst recht nachlässig wird, sobald es sich eben zeigt, daß sie nie ein mildes, freundliches, anerkennendes Wort zu hören bekommt. Ein lobendes Wort, wo es am Platze, für eine gut verrichtete Arbeit u. s. w. ist ein viel größerer Sporen zum Guten, zu Fleiß und Pünktlichkeit, als das ewige Tadeln, an welches sich viel seltener die Neigung knüpft, dazu keine Veranlassung mehr zu geben. (Wir verweisen zur weitem Beherzigung des hier Angedeuteten auf zwei Schriften von Louise Otto, die gleichfalls in der schon erwähnten Bibliothek „Deutsche Frauenwelt“ — A. Hartleben, in Wien, Pest und Leipzig, erschienen sind: „Der Genius des Hauses“ und „der Genius der Menschheit“; daraus können sich überhaupt unsere Leserinnen so Manches nehmen.)

* Hier bemerken wir nur, daß durch stetes Schelten und Tadeln die Dienerschaft nie gebessert wird, am wenigsten, wenn es im herrischen, gereizten, befehlenden, heftigen Tone geschieht. Hat man Leute, die wirklich sich nicht in die Hausordnung fügen und stets nur zur Unzufriedenheit Veranlassung geben, so entlasse man sie, ohne daß es dabei zu Hornausbrüchen kommt. Hat man außerdem Ursache, einer Dienerin irgend einen Verweis zu geben, so thue man dies doch nie in Gegenwart Anderer, am wenigsten in Gesellschaft. Es ist dies nicht allein für die Dienstleute selbst das Verletzendste, was geschehen kann, es ist dasselbe auch für die Anwesenden. Außerdem stellt man sich selbst bloß, wenn man seine Dienstleute bloßstellt — man muß dann doch nicht die rechte Art gehabt haben, sie zu schulen, es muß etwas in unserem Hauswesen, unserer Wirthschaftsführung nicht in Ordnung sein. Niemals wird man dadurch, daß man Andere auf die Fehler der Dienstleute aufmerksam macht, sich selbst in ein vortheilhaftes Licht stellen, ganz zu vermeiden ist es aber, Andere auf die ihrer eigenen Dienstleute aufmerksam zu machen.

Man kann aber durch das eigene gleichmäßige, immer würdige, gütige, aber doch nicht familiäre Betragen gegen Dienstpersonen es sehr wohl dahin bringen, daß sie gegen uns und unsere Bekannten den nöthigen Respect bewahren und jede angemessene Höflichkeit zeigen, ohne daß es dazu eines Herauskehrens von Hochmuth und Härte und befehlshaberischen Tönen unsererseits bedarf. Man darf es damit nur gleich im Anfang nicht versehen und thut gut, kleine Schranken

aufzubauen, z. B. die, daß die Dienstboten nicht ungerufen und nicht eintreten dürfen, ohne anzuklopfen u. s. w. Zumeist muß man selbst mit gutem Beispiel vorangehen. Spricht man z. B. gegen die Dienstmädchen von den eigenen Bekannten achtungslos, macht man Witze über sie, oder nennt sie nur bei ihren Namen, ohne die ihnen zukommenden Titel, oder mindestens die Prädicate Frau oder Herr vorauszusetzen, so darf man sich nicht wundern, wenn sich dann das Mädchen auch einmal Aehnliches erlaubt, was doch durchaus nicht zu dulden ist. Die Dame vom Hause muß es auch den Dienstboten zu Pflicht machen, jeden Besuch zuvor zu melden und nicht einzulassen, aber auch jeden Kommenden, auch Handwerker und Dienende höflich zu empfangen und Niemanden kurz von der Thür zu weisen.

9.

Zur Correspondence.

Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo man hogenlange Briefe schrieb, nur um gegenseitig sein Herz auszuschütten, seine Seelenzustände zu schildern, über alles Gesehene und Erlebte genauen Bericht zu geben. Dazu wird jetzt in Büchern zu viel geschrieben und gelesen, zu viel gereist. Man ist durch den Dampf zu nahe gerückt und sucht sich eher persönlich auf, wenn man die Sehnsucht der Mittheilung hat, als

daß man sich schreibt; man hat überhaupt keine Zeit mehr, sich so ausführlich mitzutheilen, wie das früher geschah. Zudem schreibt man vielleicht öfter, weil das Briefporto billiger geworden, und übermittelt die nöthigsten Notizen einander durch den Telegraph, nächstens vielleicht durch das Telephon.

Der moderne Briefstyl ist darum kurz und gedrängt, er verschmäht die Phrasen und schöngeistigen Wendungen von einst und hält sich an die Sache. Die umständlichen Redensarten, alle die altmodischen An- und Schlußreden und Umschweife, die nichts waren als leere Form, sind verschwunden, ohne daß dadurch Höflichkeit und Bildung beeinträchtigt würden.

Auf den Adressen sind alle überflüssigen Beifügungen des Namens, wie Wohlgeboren — Hochwohlgeboren — Hochgeboren u. s. w. als antiquirt zu vermeiden — nur wenn man weiß, daß irgend ein alter Herr, eine alte Dame, an die man gerade zu schreiben hat, noch an dieser altmodischen Form hängt, so mag man das Wort auf die Adresse schreiben — es aber im Innern des Briefes zu gebrauchen und Jemand mit „Ew. Wohlgeboren“ oder dergleichen anzureden, nimmt sich zu veraltet aus. Man schreibt da, wenn es nicht an nahe Verwandte, eine Freundin, sondern an eine Respectsperson geschieht: „Hochgeehrter Herr“ oder „Hochgeehrte Frau“, ja nicht „Madame“, denn diese Benennung ist auch gänzlich aus der guten Gesellschaft verbannt.

Unserer ersten Bemerkung gemäß ist auch schon das Format der Briefe klein (obwohl auch dies der

Mode unterworfen). Gegenwärtig ist für Damen ein kleines Octav das beliebteste, neuerdings ein schmales Querblatt. Das Couvert, ohne welches kein Brief verschickt werden darf, muß stets genau der Größe des Briefbogens entsprechen und auch von gleichem Papier sein, gewöhnlich weißes, ziemlich stark und fein glänzend, doch wählt man es jetzt auch absichtlich rauh. Man kann seine Namenschiffre in zwei verschlungenen Buchstaben auf den Briefbogen wie auf das Couvert an die Stelle des Siegels entweder nur einpressen oder mit Buntdruck darauf anbringen lassen; da das Couvert gummirt ist, bedarf es keines besonderen Siegels. Doch wechselt, wie gesagt, hierin die Mode. Einirtes Papier ist ganz zu vermeiden, eben so muß der Streusand ganz außer Gebrauch gesetzt werden; man schreibt den Brief auf einer mit Lagen von Löschpapier gefüllten Mappe und bedarf also jenes unästhetischen Löschmittels nicht.

An Jemand ohne Unrede zu schreiben, ist beleidigend. Je höflicher zu sein wir Ursache haben, je weiter unten beginnen wir auf unserem Brief und setzen auch unsere Unterschrift ganz an's Ende der zuletzt beschriebenen zweiten oder dritten Seite des Briefes. Man fängt diesen überhaupt nicht mehr auf der Außenseite des Briefbogens an, sondern auf der Innenseite. — Faßt man irgend ein Gesuch ab, oder schreibt man an eine Behörde oder fürstliche Person, so muß man sich eines Quartbogens bedienen. Meldet man einen Todesfall oder befindet man sich überhaupt in tiefer Trauer, so schreibt man auf schwarz unvrändertes Papier und nimmt dergleichen Couverts, die man

schwarz siegelt. Auch in einem Condolenzbrief an trauernde Personen ist es anständig, dies zu thun.

Es ist eine vielgebrauchte Redensart, daß Damen keinen Brief ohne Nachschrift schreiben könnten — schon darum ist es gut, wenn sie das zu vermeiden suchen; in freundschaftlichen Briefen mag es noch hingehen, in andern aber ist es ganz unstatthaft. Sich der Postkarten zu bedienen, darf man sich niemals an höhergestellte und ältere Personen erlauben. Sie sind nur zulässig, wenn man vielleicht von der Nähe aus Angehörigen oder guten Freunden seine Ankunft melden, oder sonst ein Lebenszeichen geben will, oder um eine geschäftliche Notiz zu verzeichnen.

Man kann natürlich nicht jeden Brief, den man erhält, sogleich beantworten, die Lebensart aber erfordert, daß es doch einmal geschieht. Enthält der Brief eine directe Frage und vielleicht gar die Bemerkung, daß Ueberbringer auf Antwort warte, so können wir, wenn sie nicht mündlich zu ertheilen ist, dieselbe auch in der Eile auf unsere Visitenkarte schreiben und diese in ein Couvert stecken. Auf erhaltene gedruckte Anzeigen eines Familienereignisses schicken wir ebenfalls unsere Karte unter Couvert mit Beifügung einer passenden Bemerkung, wie „Herzlichen Glückwunsch“ oder „Jungze Theilnahme“ (bei einem Todesfall). Steht uns aber die Person, welche das Ereigniß betrifft — sei es Verlobung, Geburt oder Todesfall — nahe, so haben wir brieflich zu gratuliren oder zu condoliren in Rücksicht darauf, daß die Meldenden vielleicht Hunderte von Briefen zu schreiben hätten, uns aber nur der eine obliegt.

Mit den Briefen, die wir erhalten, sind wir verpflichtet, discret und achtungsvoll umzugehen. Haben wir nicht Raum und Neigung, sie in unserem Schreibtisch aufzubewahren, so ist es am besten, sie zu verbrennen. In keinem Fall dürfen sie im Wohnzimmer oder Salon zu aller Ansicht herumliegen, oder in den Papierkorb geworfen werden, wo man gar nicht weiß, was aus ihnen wird. Nichts wäre beleidigender, als wenn ein Correspondent seinen Brief selbst auf diese Weise bei uns wieder sähe. Da es aber leider so viele Personen giebt, die keineswegs discret mit Briefen umgehen, so gebietet dies einer Dame zumal doppelter Vorsicht beim Schreiben derselben. Das geschriebene Wort wird gewöhnlich schärfer ausgelegt als das gesprochene, kam überhaupt oft verschieden gedeutet und wohl gar das Gegentheil von dem herausgelesen werden, was man zu sagen beabsichtigt hat. Man muß darum ja recht vorsichtig im Schreiben sein, daß man zu keiner Mißdeutung Veranlassung giebt, und was man geschrieben, erst noch einmal durchlesen. Ueberhaupt sollte man nie im aufgeregten Zustande schreiben, am wenigsten, wenn man sich von Jemand beleidigt glaubt oder ist — man glaubt oft einen Zwist auf diese Weise beilegen, ein Mißverständnis aufklären zu können und macht es dadurch nur schlimmer.

„Der Styl ist der Mensch“ — der Briefstyl einer Dame enthüllt uns erst, ob sie wirkliche Bildung besitzt oder nicht. Es empfiehlt sich darum dringend allen jungen Damen, sich im Brieffschreiben zu üben; in der leichten, eleganten Ausdrucksweise, in der Klar-

heit dessen, was man zu sagen hat, in der Grazie des Satzbaues zeigt sich am deutlichsten, ob Jemand wirklich Anspruch machen kann, zur guten Gesellschaft gezählt zu werden. Die Zeiten sind vorüber, wo über die Fehler der Orthographie und Construction in Briefen von Frauenhand nur gelächelt ward. Jetzt erschrecken wir, wenn wir von einer Dame, die im Salon sich ganz sicher zu benehmen wußte, solche Unsicherheit auf dem Papier bemerken, und ihr ganzer übriger „guter Ton“ wird uns verdächtig.

Auch eine zierliche, leserliche und elegante Handschrift, die weder unsicher noch schreibstundemäßig ist, muß erstrebt werden. Gibt es doch so viele Menschen, die aus unserer Handschrift nicht allein auf unsere Bildung, sondern auf unseren ganzen Charakter schließen — und welche Dame würde wohl zufrieden sein, wenn man die Schönheit ihrer Hand lobte und bewunderte, dabei aber bedauern müßte, daß die Handschrift so vernachlässigt sei, und daraus weitere Schlüsse auf den Charakter und die ihm nun wohl auch mangelnde Schönheit zöge? —

Es ist gewiß, daß hierin zumeist nur Übung den Meister macht, wodurch wir häufig erleben, daß junge Damen, wenn sie nur eben erst die Schule verlassen haben, schöner schreiben und gewandter sich auszudrücken wissen, als später, wo viele nur ein äußerlich bewegtes oder in Wirthschaftsorgen aufgehendes Leben führen und statt das in der Schule Gelernte nur als Grundlage des Weiterstrebens zu betrachten, sich damit genügen lassen. Dies widerstreitet aber dem guten Ton durchaus.

Nachträgliche Winke

sich im Haus und in der Gesellschaft beliebt zu machen.

Da wir unser Werkchen hauptsächlich den jungen Damen widmen, so wollen wir es nicht beschließen, ohne dem, was wir für Alle, die sich in der guten Gesellschaft bewegen wollen, für unerlässlich halten, noch einige Winke hinzuzufügen, wie es ihnen am ehesten gelingen wird, sich das Wohlwollen Derer zu erwerben und zu erhalten, mit denen sie im Verkehr sind, wie auf Alle, mit denen sie auch nur in flüchtige Berührung kommen, einen günstigen Eindruck zu machen.

Man sagt, daß alle Moral und alle Lebensweisheit in der Beherzigung des Satzes gipfelt: „Was Du nicht willst, das Dir die Leute thun sollen, das thu' Du ihnen auch nicht“, und dies Wort möge auch in den speciellen Beziehungen des geselligen Lebens und bis zu dessen kleinsten Einzelheiten seine Anwendung finden. Es mag vielleicht seltsam klingen, wenn wir dieses alte Pflichtgebot auch mit dem guten Ton in Verbindung bringen; aber so wie wir diesen in einem höheren Sinne aufgefaßt haben, als gewöhnlich geschieht, indem wir in ihm den Grundton aller edlen Lebensverhältnisse erblickten und die Harmonie als das Gesetz der Welt, der Menschheit, der Gesellschaft erklärten, jeden Einzelnen aber, der darin

lebt — die Frauen zumal — als berufen, diese Harmonie zu ergründen, einzuführen und überall zur Geltung zu bringen — so nehmen wir auch keinen Anstand, hier jenen weisen Spruch mit anzureihen, denn er sagt mit den wenigsten Worten eigentlich Alles, was in dieser Beziehung nur zu sagen ist: wiederholen wir sie uns nur selbst bei allen kleinen wie großen Anlässen des häuslichen und geselligen Lebens, so werden wir dies sofort bestätigt finden und dann um so mehr beherzigen.

Wir sagten z. B. schon in einem früheren Abschnitt, wie unartig es sei, Jemand warten zu lassen, sei es bei einer Einladung zum Diner, beim Abholen zu einem Spaziergang, sei es bei welcher Art des Zusammentreffens es immer wolle — wir werden gewiß selbst sehr ungern warten, und dies möge uns dahin bringen, nicht etwa nun selbst so spät als möglich zu kommen, damit wir nicht zu warten brauchen, sondern wir werden uns beeilen, nicht auf uns warten zu lassen, weil wir wissen, wie unangenehm es ist, wenn man uns warten läßt. Sind wir als pünktlich bekannt, so scheut sich wenigstens, wer nur einigermaßen selbst Takt und Lebensart besitzt, gegen uns unpünktlich zu sein, und dabei gewinnt dann Alles. Natürlich ist es immer noch besser, wir lassen Niemanden warten, allein aus Humanität und zarter Rücksichtnahme, denn nur aus der Erinnerung an unser eigenes Wohl oder Mißbehagen im gleichen Falle — doch ist es gut, diese zu Hilfe zu rufen, wo jenes edlere Empfinden allein noch nicht kräftig genug ausgebildet ist. Dies gilt so für ein-, wie für allemal.

Bei manchen Damen beruht aber das sich Verspäten nicht in bloßer Rücksichtslosigkeit gegen Andere, sondern in Gedankenlosigkeit und Nachlässigkeit. Man will zur rechten Stunde da sein, aber man berechnet die Zeit vorher nicht, fängt zu spät an, die betreffende Toilette zu machen oder die mit dem Ausgange zusammenhängenden andern Vorkehrungen zu treffen. Es ist darum immer zu rathen, zeitig anzufangen. Was schadet es, wenn man auch etwas früher als nöthig fertig ist? Man kann dann zu Hause immer noch eine Zeitung, ein Buch, eine kleine Handarbeit zur Hand nehmen, bis die bestimmte Stunde herangerückt, und hat dann also nicht einmal Zeit verloren, dafür aber um so mehr gewonnen, Alles was nöthig war an der Toilette — wo so leicht im letzten Augenblick einmal noch etwas reißen oder fehlen oder verlegt werden kann, auch wenn wir vorher Alles durchgesehen, wie viel mehr nicht, wenn wir eilig dabei zu Werke gehen — wie im Hause auf das Vortheilhafteste zu ordnen.

Vor allen Dingen muß man sich eben hüten, das für guten Ton zu halten, was eine Unart ist, wie eben das Wartenlassen, Verspäten, u. s. w. Wahrhaft vornehme und hochstehende Damen wissen nichts von dieser Manie, der sich nur das weibliche Parvenüenthum oder jener herabgekommene Adel schuldig macht, der ebenfalls gern mehr scheinen will, als er ist. Man hat stets die Pünktlichkeit der Königin Victoria von England und ihrer Töchter, der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, der deutschen Kaiserin Augusta, der Königin Carola von Sachsen und mancher

andern hochgestellten Frau zu rühmen gehabt — herrscht also die Pünktlichkeit gerade in den höchsten Kreisen, so ist es um so absurder, wenn man bei nicht so an der Spitze der Gesellschaft stehenden Frauen die Unpünktlichkeit für ein Zeichen von Vornehmheit und Exklusivität betrachten und sie absichtlich, gleich einem selbstverständlichen Vorrecht, in Anspruch nehmen will.

So ist es z. B. auch sehr unpassend, in ein großes Concert oder Theaterstück erst zu kommen, wenn dasselbe schon begonnen, wodurch jedesmal Störungen, gewöhnlich allgemeine, mindestens aber der Nebensitzenden entstehen, eben so wie es unpassend ist, dasselbe vor dem Schluß zu verlassen, es wäre denn bei niedergelassenem Vorhang oder vor Beginn der letzten Pièce. Dies zu späte Kommen, wie zu frühe Gehen ist stets eine Art Kunstvandalismus und verräth Mangel an wahrer Bildung, mögen diesem Verfahren mitunter auch solche Damen huldigen, welche sich selbst gern zu den tonangebenden zählen. Auch ihnen muß man den obigen Spruch zurufen; denn auch sie sind sehr entrüstet und lassen dann gern merken, wie sehr sie es sind, wenn nach ihnen noch Jemand zu kommen oder vor ihnen zu gehen wagt — auch sie empfinden jede Störung sehr unangenehm. Rücksichtslos ist es auch, im Theater in hohen Hüten, Schleiern und Frisuren zu erscheinen, welche Andern die Aussicht benehmen, mit den fächern Geräusch und Wind zu machen, der die Nebensitzenden trifft, oder gar mit dem Fuße den Takt zu schlagen oder hörbar Bonbons u. s. w. zu verzehren. Am allerwenigsten kann man in Concerten und dergleichen, wo Jedermann

seinen Platz bezahlt, für sich selbst irgend ein Ausnahmsrecht in Anspruch nehmen. Sehr rücksichtslos ist es z. B. auch, wenn in Concerten oder Vorlesungen ohne Sperrsitze manche Damen für sich mehr als einen Stuhl in Anspruch nehmen, oder im Kommen und Setzen die Stühle so verschieben, daß sich niemand Anderer darauf setzen kann und dann öfter Personen genöthigt sind zum Stehen. Tritt der Fall ein, daß eine ältere Dame stehen muß, so hat natürlich die jüngere Dame ihrer Bekanntschaft die Verpflichtung, aufzustehen und ihr den eigenen Platz anzubieten. Allerdings wäre dies zuerst die Pflicht der Herren — allein man weiß, wie heutzutage nur noch die wenigsten derselben eingedenk sind, und wenn sie dieselbe nicht ausüben solchen Damen gegenüber, die nur aus alberner Präension zu spät kommen, kann man es ihnen auch nicht verdenken.

Jungen Damen kann man nicht oft genug sagen, wie beliebt sie sich zuerst durch Pünktlichkeit, zarte Rücksichtnahme für Andere, durch Bescheidenheit und Selbstlosigkeit machen, wie sie in der Regel dadurch eben nicht allein Andern, sondern gerade sich selbst das Leben erleichtern; wie unangenehm sie dagegen erscheinen durch Unpünktlichkeit, Rücksichtslosigkeit, Egoismus und anmaßendes Wesen, das sich in tausend Kleinigkeiten zeigt und immer sowohl ein Mangel an Tact wie an wahrer Herzensbildung ist.

Es genügt, um sich beliebt zu machen und um zu verdienen, es zu sein, nicht, daß man keine groben Verstöße gegen den Anstand und die feineren Formen der höheren Geselligkeit begeht, sondern man muß

verstehen, diese Formen wirklich mit jenem Inhalt von Geist und Gemüth zu beseelen, ohne welchen sie immer nur einen halben Werth besitzen.

Eine junge Dame, die mit Ernst an sich selbst und ihrer eigenen Dervollkommnung arbeitet, wird viel eher als eine andere, die gar nicht über sich selbst nachdenkt und der gar kein höheres Ideal edler Weiblichkeit vorschwebt, das erkennen, was ihr noch fehlt, und darum nichts von Selbstzufriedenheit wissen. Die Folge davon ist ein bescheidenes Auftreten, das Jedermann gewinnt, und zugleich das Streben, keine Pflicht zu versäumen, welche das Leben mit Andern in der Familie wie in der Gesellschaft uns auferlegen mag.

So genügt es nicht, eine gehorsame Tochter, eine bereitwillig helfende Hausgenossin, eine artige Gesellschafterin zu sein, sondern es muß dies Alles das Gepräge der Lebenswürdigkeit und Grazie erhalten.

Eine junge Dame von wahrhaft feinem Gefühl kommt den Wünschen Anderer zuvor und ordnet sich ihnen unter oder ein — je nachdem — ehe ihr noch eine Aufforderung dazu geworden.

Im Hause kann sie gleichsam ein feenhaft waltendes Element werden, indem sie geräuschlos und in aller Stille überall, wo es nöthig, selbst mit angreift, durch ihr Beispiel die Arbeit erhebt und adelt, sich dadurch auch bei der Dienerschaft beliebt macht, die nun ihren Anweisungen um so lieber folgt. Eben so gern bietet sie die helfende Hand im Hause der Freundin oder dieser selbst und auch wenn sie wirklich dabei ein Opfer bringen sollte, läßt sie davon doch nicht das Geringste merken, sondern thut Alles, als

geschehe es nur zu ihrem eigenen Vergnügen. Es ist dies keineswegs Heuchelei — es ist der Gipfelpunkt der Humanität, das Resultat guter Erziehung.

Doch feltener wird die helfende Hand verlangt als vielmehr ein offenes Ohr für die Mittheilungen Anderer über Alles, was sie aufregt, für die Ergüsse eines bewegten Herzens. Wir erwähnten schon, wie es auch eine Kunst ist, zuzuhören — wer sie nicht versteht, wird wenig Freundschaft erwerben, wird sich bei Niemand beliebt machen.

Aufmerksam sein, heißt aber nicht allein auf das achten, was wirklich ausgesprochen, sondern auch auf das, was verschwiegen wird. Jemandem etwas an den Augen absehen, ist nicht nur eine bloße Redensart — eine junge Dame, welche diese Kunst versteht und sie gegen eine ältere übt, bewährt darin zugleich ihr feines Gefühl und ihre gesellige Gewandtheit. Daß sie eilt, ein heruntergefallenes Knäuel oder dergleichen aufzuheben, ist am Ende selbstverständlich — aber ein Kissen, ein Fußbänkchen zu holen zur Bequemlichkeit einer älteren Dame, ihr Hut und Shawl abzunehmen oder umzugeben u. s. w., das sind Dinge, die schon einen wirklichen Grad von Aufmerksamkeit erfordern, der bei weitem höher angerechnet wird.

Wie steht es jungen Mädchen so schön an, solche große und kleine Pflichten auszuüben, ohne daran erinnert zu werden, ohne Dank dafür zu begehren, und wie widerwärtig ist das Gegentheil — wenn junge Damen den älteren mit Nichtachtung begegnen, sie gleichsam nur wie überflüssige Möbel betrachten, die man, wenn irgend möglich, am liebsten bei Seite schöbe!

Wie unangenehm wird jede junge Dame, die sich selbst gern als Mittelpunkt eines Kreises betrachtet und überall verlangt, daß hauptsächlich um sie sich Alles drehe! In der Hoffnung durch anspruchsvolles, selbstbewußtes Auftreten der Gesellschaft zu imponiren und in ihr eine Rolle zu spielen, sehen sich solche gewöhnlich bald genug zu einer sehr undankbaren verdammt, und zwar mit vollem Rechte. Jung und Alt, Damen und Herren suchen ihnen überall auszuweichen und lassen sie allein stehen in der Gesellschaft und schließlich im Leben.

Jene hingegen, die sich zumeist gerade nur durch ihre Rücksichtnahme auf Andere, durch Bescheidenheit, Selbstlosigkeit und jene in allen Momenten und Lebenslagen ausgeübte echte Humanität bemerklich machen, welche der Ausfluß und die Krone der wahren Bildung ist, werden sich überall Achtung und Zuneigung erwerben und gleich sehr gesucht werden von Allen, welche mit ihnen in Berührung kommen. Da es aber nichts Höheres auf der Welt giebt, als das Vertrauen, die Achtung, die Freundschaft, die Liebe anderer guter und gebildeter Menschen zu erhalten, so wird schließlich der Vortheil immer auf Seiten Derer sein, die durch anmuthiges Wesen und gefällige Formen zugleich ein gefühlvolles Herz und eine schöne Seele bekunden — denn ihnen werden wieder gern alle Herzen, Familien, Kreise sich öffnen. Und dazu möge denn den jungen Damen auch mit verhelfen unser
 „guter Ton“.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	5
Einleitung	7

I.

Allgemein gültige Vorschriften der Bildung, des Anstandes und der guten Sitte.

1. Die Pflege des Körpers	14
2. Haltung und Bewegung	23
3. Die Mimik und der Blick	29
4. Die Sprache	38
5. Die Kleidung	46

II.

Besondere Vorschriften der Bildung und des Anstandes im geselligen Leben und seinen ver- schiedenen Verhältnissen.

1. Die Wahl des Umganges	59
2. Gesellige Pflichten	65
3. Gesellschaft	75
4. Das Gespräch	82

	Seite
5. Gesellige Unterhaltungen	91
6. Weihevoller Lebensabschnitte	97
7. Zur Eßkunst	106
8. Verhalten gegen die Dienerschaft	112
9. Zur Correspondence	117

Nachträgliche Winke

sich im Haus und in der Gesellschaft beliebt zu machen 123

